

10

Turowski = Hoffmann

Religionsbuch

für

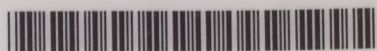
Ostpreußen



Walter Pransitz Verlag

Berlin S 14

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-062078

27-27=112.2



Akc d. Fil. 121 | 10 | Cz

4. Kain und Abel. Adam und Eva hatten zwei Söhne; die hießen Kain und Abel. Abel war ein Schäfer, und Kain war ein Aekersmann. Es begab sich, daß Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes und Abel auch von den Erstlingen seiner Herde. Der Herr sah Abel und sein Opfer gnädig an; aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmete Kain sehr. Der Herr sprach zu Kain: „Warum ergrimmt du? Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie!“

Da sagte Kain zu seinem Bruder Abel: „Laß uns auf's Feld gehen!“ Und als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot. Da sprach der Herr zu Kain: „Wo ist dein Bruder Abel?“ Kain sprach: „Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Gott aber sprach: „Wast hast du getan? Das Blut deines Bruders schreit von der Erde zu mir. Verflucht seist du auf der Erde! Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!“ Kain aber sprach zu dem Herrn: „Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte. Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muß unstät und flüchtig sein auf Erden.“ Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn. — Adam und Eva bekamen noch einen Sohn; den hießen sie Seth.

5. Die Sintflut. Die Menschen begannen sich zu mehren auf Erden. Da aber der Herr sah, daß ihre Bosheit groß und alles Dichten und Trachten ihres Herzens immerdar böse war, sprach er: „Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, von der Erde vertilgen.“

Aber Noah fand Gnade vor dem Herrn; denn er war ein frommer Mann und ohne Tadel und führte ein göttliches Leben. Gott sprach zu ihm: „Ich will die Menschen verderben. Du aber mache dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn mit Pech inwendig und auswendig. Denn ich will eine Flut kommen lassen, und alles, was auf Erden ist, soll untergehen. Aber mit dir will ich einen Bund aufrichten. Du sollst in den Kasten gehn mit deinem Weibe, deinen Söhnen, Sem, Ham und Japhet, und ihren Weibern. Auch sollst du in den Kasten von allen Tieren ein Paar tun und allerlei Speise bei dir sammeln, daß sie dir und ihnen zur Nahrung da sei.“ Noah tat alles, was Gott ihm gebot. Da brachen alle Brunnen der Tiefe auf, und es kam ein Regen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte lang. Die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf und trugen ihn empor. So sehr nahm das Gewässer überhand, daß alle hohen Berge Berge deckt wurden. Da wurde alles vertilgt, was auf dem Erdboden war, Menschen an bis auf das Vieh und das Gewürm und die Vögel. Alleoah blieb übrig, und was mit ihm in dem Kasten war. Das Wasser stau auf Erden hundertundfünfzig Tage.

Da gedachte Gott an Noah und ließ Wind auf Erden kommen. Das Wasser fiel, und der Kasten ließ sich auf das Gebirge Ararat nieder. Als die Spitzen der Berge hervorsahen, tat Noah das Fenster an dem Kasten auf und ließ einen Raben ausfliegen; der flog immer hin und her, bis das Wasser auf Erden vertrocknete. Danach ließ er eine Taube ausfliegen, auf daß er erführe, ob das Gewässer gefallen wäre; da aber die Taube nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in den Kasten. Noah harrete noch sieben Tage und ließ abermals eine Taube aus dem Kasten fliegen. Die kam zu ihm zur Abendzeit; sie hatte ein Ölblatt abgebrochen und trug es in ihrem Schnabel. Da merkte Noah, daß das Wasser gefallen war. Er harrete aber noch weitere sieben Tage und ließ wieder eine Taube ausfliegen; die kam nicht wieder zu ihm. Da tat Noah das Dach von dem Kasten und sah, daß der Erdboden trocken war, und ging heraus mit seinem Weibe, seinen Söhnen und ihren Weibern und allen Tieren, baute dem Herrn einen Altar und opferte ihm.

Der Herr aber sprach in seinem Herzen: „Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“ Und Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach: „Es soll hinfort keine Sintflut mehr kommen, welche die Erde verderbe. Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen in den Wolken sehen.“

6. Der Turmbau zu Babel. Die Nachkommen der Kinder Noah breiteten sich aus und fanden Wohnsitze in einem ebenen Land Mesopotamien am Euphrat und Tigris. Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache, und sie sprachen untereinander: „Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und brennen und eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. Und der Herr sprach: „Sie werden nicht ablassen zu tun, was sie sich vorgenommen haben. Ich will herniederfahren und ihre Sprache verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme.“ Also zerstreute sie der Herr in alle Länder, so daß sie aufhören mußten, die Stadt zu bauen. Ihr Name aber heißt Babel, weil der Herr daselbst aller Länder Sprachen verwirrt hatte.

II. Aus der Geschichte der Stammväter des Volkes Israel.

I. Abraham.

1. **Abrahams Berufung.** In Mesopotamien lebte ein Mann mit Namen Thara; der hatte drei Söhne. Einer von ihnen hieß Abraham, und sein Weib hieß Sara; die hatte kein Kind. Und der Herr sprach zu Abraham: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.“ Da zog Abraham aus mit seinem Weibe und mit Lot, seines Bruders Sohn. Als sie in das Land Kanaan gekommen waren, da erschien ihm der Herr und sprach: „Dies Land will ich deinen Nachkommen geben.“ Und Abraham baute dem Herrn einen Altar und rief den Namen des Herrn an.

2. **Abraham und Lot.** Abraham war sehr reich an Vieh, Silber und Gold. Lot, der mit Abraham zog, hatte auch Schafe, Rinder und Hütten. Und das Land konnte es nicht ertragen, daß sie bei einander wohnten; denn ihre Herden waren groß. Darum war immer Zank zwischen den Hirten Abrahams und Lots. Da sprach Abraham zu Lot: „Laß doch nicht Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten. Scheide dich doch von mir! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ Da erwählte sich Lot die ganze Gegend am Jordan; die war wasserreich, wie ein Garten Gottes. Also schied ein Bruder von dem andern; Abraham wohnte im Lande Kanaan, und Lot setzte seine Zelte bis nach der Stadt Sodom. Da zogen fremde Könige in den Krieg gegen Sodom. Sie schlugen den König von Sodom in die Flucht, nahmen alle Habe und zogen davon. Auch Lot und seine Habe nahmen sie mit sich. Da kam einer, der entronnen war, und sagte es Abraham an. Der wappnete seine Knechte und jagte den Feinden nach, schlug sie und brachte alle Habe wieder, dazu auch Lot mit seiner Habe und das Volk. Als er nun von der Schlacht wiederkam, da sprach der König von Sodom zu Abraham: „Gib mir die Leute wieder; die Güter behalte für dich!“ Abraham aber sprach: „Ich hebe meine Hände auf zu dem Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat, daß ich von allem, was dein ist, nicht einen Faden noch einen Schuhriemen nehmen will, damit du nicht sagst, du habest Abraham reich gemacht. Nur die Männer, die mit mir gezogen sind, laß ihr Teil nehmen.“

3. **Abrahams Glaube und Lohn.** Nach diesen Geschichten begab es sich in einer Nacht, daß der Herr zu Abraham sprach: „Fürchte dich nicht! Ich bin dein Schild, und dein Lohn wird sehr groß sein.“ Abraham

aber sprach: „Herr, was willst du mir geben? Ich gehe dahin ohne Kinder.“ Der Herr antwortete: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne! Kannst du sie zählen? So zahlreich sollen deine Nachkommen werden.“ Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. Und als Abraham hundert Jahre alt war, schenkte ihm Gott einen Sohn; den nannte er Isaak.

Abraham war alt und wohlbetagt, und Sara war gestorben. Da schickte Abraham seinen ältesten Knecht Elieser in sein Vaterland, daß er seinem Sohne Isaak von dort ein Weib nähme. Der brachte ihm ein Weib aus der Freundschaft des Abraham; die hieß Rebekka. Isaak gewann sie lieb, und sie wurde sein Weib. Da gab Abraham all sein Gut an Isaak, starb alt und lebenssatt und wurde bei seinem Weibe Sara begraben.

II. Jakob.

1. Jakobs Betrug. Isaak und Rebekka hatten zwei Söhne; der erste hieß Esau, der zweite Jakob. Als nun die Knaben groß wurden, war Esau ein Jäger und streifte auf dem Felde umher. Jakob aber war ein sanfter Mann und blieb daheim in den Hütten. Isaak hatte Esau lieb und aß gern von seinem Weidwerk, Rebekka hatte aber Jakob lieb.

Als Isaak alt geworden war und seine Augen dunkel wurden, rief er Esau, seinen älteren Sohn, und sprach zu ihm: „Siehe, ich bin alt geworden und weiß nicht, wann ich sterben werde. So gehe aufs Feld, jage mir ein Wildbret und mache mir ein Essen, wie ich's gern habe, und bringe mir's herein, daß dich meine Seele segne, ehe ich sterbe!“ Rebekka aber hörte diese Worte, erzählte sie Jakob und sprach: „Gehe hin zur Herde und hole mir zwei Böcklein, daß ich deinem Vater ein Essen davon mache, wie er's gern hat! Das sollst du deinem Vater hineinbringen, daß er esse und dich segne vor seinem Tod.“ Jakob aber sprach: „Siehe, mein Bruder Esau ist rauh, und ich bin glatt. Mein Vater wird mich vielleicht betasten und erkennen, daß ich ihn betrügen will. Da sprach seine Mutter: „Gehorche nur meiner Stimme!“ Und Jakob ging hin und holte die Böcklein; Rebekka aber machte ein Essen, nahm Esaus Feierkleider, zog sie dem Jakob an, tat die Felle der Böcklein um seine Hände und gab ihm das Essen.

So ging Jakob zu seinem Vater hinein und sprach: „Mein Vater!“ Dieser antwortete: „Wer bist du, mein Sohn?“ Jakob sprach: „Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn; ich habe getan, wie du mir gesagt hast; stehe auf, setze dich und isß von meinem Wildbret.“ Isaak aber sprach: „Mein Sohn, wie hast du so bald ein Wildbret gefunden?“ Jakob antwortete: „Der Herr, dein Gott, bescherte mir's.“ Da sprach Isaak zu Jakob: „Critt herzu mein Sohn, daß ich dich betaste, ob du mein Sohn Esau bist.“ Da trat Jakob zu seinem Vater hin, und als Isaak ihn betastete, sprach er: „Die Stimme ist Jakobs Stimme, aber die Hände sind Esaus Hände.“ Danach

sprach er. „Bist du mein Sohn Esau?“ Jakob antwortete: „Ja, ich bin es.“ Da aß Isaak von dem Wildbret und segnete seinen Sohn Jakob und sprach: „Gott gebe dir Korn und Wein die Fülle. Völker müssen dir dienen und Leute dir zu Fuße fallen. Sei ein Herr über deine Brüder! Verflucht sei, wer dir flucht, gesegnet sei, wer dich segnet!“

Als nun Jakob von seinem Vater kaum hinausgegangen war, kam Esau von der Jagd, machte auch ein Essen, trug's hinein zu seinem Vater und sprach: „Stehe auf, mein Vater, und isz von dem Wildbret deines Sohnes und segne mich!“ Da antwortete Isaak: „Wer bist du?“ Er sprach „Ich bin Esau, dein erstgeborener Sohn.“ Da entsetzte sich Isaak über die Maßen und sprach: „Dein Bruder ist mit List gekommen, und hat deinen Segen hinweg.“ Da wurde Esau sehr betrübt, weinte laut und rief: „Vater, hast du denn nur einen Segen? Segne mich auch, mein Vater!“ Isaak aber sprach: „Deine Wohnung wird fern von fettem Boden und ohne Tau des Himmels sein, von deinem Schwerte wirst du dich nähren und deinem Bruder dienen. Doch wirst du einst sein Joch von deinem Halse reißen.“

2. Jakobs Flucht. Esau aber war Jakob gram um des Segens willen und sprach bei sich: „Ich will meinen Bruder Jakob erwürgen.“ Als Rebekka das hörte, ließ sie Jakob rufen und sprach zu ihm: „Mache dich auf und flieh zu meinem Bruder Laban nach Haran und bleibe bei ihm, bis der Grimm deines Bruders sich wendet!“

Da zog Jakob aus und reiste nach Haran. Er kam an einen Ort, da blieb er über Nacht. Und er nahm einen Stein und legte ihn unter sein Haupt, um zu schlafen. Und ihm träumte: Eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Der Herr aber stand oben und sprach: „Ich bin der Herr, der Gott Abrahams und Isaaks; das Land, auf welchem du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben. Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wohin du ziehest, und ich will dich wieder in dies Land bringen.“ Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort, und ich wußte es nicht. Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts andres, denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“ Und Jakob nahm den Stein, auf dem sein Haupt geruht hatte, richtete ihn auf zu einem Denkmal, goß Öl oben darauf und nannte die Stätte Bethel (d. i. Gotteshaus). Dann tat er ein Gelübde: „So Gott mit mir sein und mich behüten wird auf dem Wege und mich mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll der Herr mein Gott sein, und dieser Stein soll ein Gotteshaus werden.“

Und danach ging Jakob in das Land, das gegen Morgen liegt. Da war ein Brunnen auf dem Felde, und drei Herden Schafe lagen dabei. Und Jakob fragte die Männer, die bei ihnen waren: „Liebe Brüder, wo seid ihr her?“ Sie antworteten: „Wir sind von Haran.“ Er sprach: „Kennt ihr

auch Laban?“ Sie antworteten: „Wir kennen ihn wohl; siehe da kommt seine Tochter Rahel mit den Schafen.“ Da aber Jakob Rahel sah, trat er hinzu, wälzte den Stein von dem Loch des Brunnens und trankte die Schafe. Und er küßte Rahel, weinte laut und sagte ihr, daß er der Sohn Rebekkas wäre. Da lief sie und sagte es ihrem Vater an. Da aber Laban von Jakob hörte, lief er ihm entgegen, herzte und küßte ihn und führte ihn in sein Haus.

3. **Jakobs Dienst bei Laban.** Laban hatte zwei Töchter; die älteste hieß Lea, und die jüngste hieß Rahel. Rahel aber war schön von Gestalt und Antlitz. Jakob hatte die Rahei liebgewonnen und sprach zu Laban: „Ich will dir sieben Jahre um Rahel, deine jüngste Tochter, dienen. Also diente Jakob um Rahel sieben Jahre, und sie deuchten ihn, als wären's einzelne Tage, so lieb hatte er sie. Als aber die sieben Jahre um waren, gab Laban ihm nicht die Rahel, sondern Lea, die ältere Tochter. Da versprach Jakob dem Laban, noch sieben Jahre zu dienen, und erhielt dafür auch die Rahel zur Frau. Jakob diente dem Laban noch sieben Jahre und ward über die Maßen reich, daß er viele Mägde und Knechte, Schafe, Kamele und Esel hatte.

4. **Jakobs Heimkehr.** Die Söhne Labans sprachen: „Jakob hat alles Gut unseres Vaters an sich gebracht.“ Auch Labans Angesicht war gegen Jakob nicht freundlich. Da machte sich Jakob auf und lud seine Kinder und Weiber auf Kamele und führte all sein Vieh und all sein Habe weg, daß er zu Isaak, seinem Vater, ins Land Kanaan käme. Jakob aber schickte Boten vor sich her zu seinem Bruder Esau, und ließ ihn bitten, daß er Gnade vor seinen Augen fände. Die Boten kamen wieder und sprachen: „Dein Bruder Esau zieht dir entgegen mit vierhundert Mann. Da fürchtete sich Jakob sehr und theilte alles, was bei ihm war, in zwei Heere und sprach: „Wenn Esau das eine Heer schlägt, so wird das andere entrinnen.“ Dann betete er und sprach: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden. Errette mich von der Hand meines Bruders Esau, denn ich fürchte mich vor ihm.“

In der Nacht aber stand er auf, nahm seine Weiber und Kinder und zog an die Furt des Jabbok, führte sie über das Wasser und blieb allein. Da rang er im Gebet mit Gott, bis die Morgenröthe anbrach und sprach: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Da segnete ihn Gott und sprach: „Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel (Gottesstreiter); denn du hast mit Gott gekämpft und hast gesiegt.“

Am Morgen sah Jakob seinen Bruder Esau kommen mit vierhundert Mann. Da ging er ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Esau aber lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Und sie weinten. Dann zog Esau wieder seines Weges. Jakob kam nach Bethel und baute dem Herrn

einen Altar an der Stätte, da der Herr ihm erschienen war. Dann zog er zu seinem Vater Isaak. Isaak aber starb alt und lebensfatt, und seine Söhne begruben ihn.

III. Joseph.

1. Joseph und seine Brüder. Joseph war 17 Jahre alt, als er ein Hirte mit seinen Brüdern wurde. Er sagte es seinem Vater, wenn sie etwas Böses taten. Jakob aber hatte Joseph lieber als alle seine Kinder und machte ihm einen bunten Rock. Da nun seine Brüder das sahen, wurden sie ihm feind und konnten zu ihm kein freundliches Wort sprechen. Dazu hatte Joseph einmal einen Traum und sagte zu seinen Brüdern: „Hört doch, was mir geträumt hat! Wir banden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand, und eure Garben umher neigten sich vor meiner Garbe.“ Da wurden ihm die Brüder noch mehr feind und sprachen: „Solltest du unser König werden und über uns herrschen?“ Er hatte noch einen andern Traum; den erzählte er seinen Brüdern auch und sprach: „Die Sonne, der Mond und elf Sterne neigten sich vor mir.“ Da das seinem Vater gesagt wurde, strafte ihn der und sprach: „Was ist das für ein Traum? Soll ich und deine Mutter und deine Brüder kommen und vor dir niederfallen?“ Und seine Brüder beneideten ihn; aber sein Vater behielt diese Worte.

Als einst die Brüder das Vieh ihres Vaters weideten, sprach Jakob zu Joseph: „Gehe hin und sieh, ob's um deine Brüder und um das Vieh wohl steht!“ Als sie ihn nun von ferne sahen, sprachen sie: „Seht, der Träumer kommt daher!“ Laßt uns ihn erwürgen, in eine Grube werfen und sagen, ein böses Tier habe ihn gefressen, so wird man sehen, was seine Träume sind!“ Da das Ruben hörte, wollte er ihn aus ihren Händen erretten und seinem Vater wieder bringen. Er sprach: „Vergießt nicht Blut, sondern werft ihn in die Grube, die in der Wüste ist!“ Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm seinen bunten Rock aus und warfen ihn in eine Grube; es war aber kein Wasser darin. Dann setzten sie sich nieder zu essen.

Da sahen sie Kaufleute mit ihren Kamelen kommen; die zogen hinab nach Agypten. Da sprach Juda zu seinen Brüdern: „Laßt uns ihn den Ismaelitern verkaufen, daß sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen, denn er ist unser Bruder.“ Sie gehorchten ihm und verkauften Joseph um zwanzig Silberlinge, und die Ismaeliter nahmen ihn mit nach Agypten. Ruben aber war fortgegangen. Als er wieder zur Grube kam und Joseph nicht fand, zerriß er sein Kleid, kam wieder zu seinen Brüdern und sprach: „Der Knabe ist nicht da, wo soll ich hin?“

Die Brüder aber schlachteten einen Ziegenbock, tauchten den Rock Josephs in das Blut, ließen ihn ihrem Vater bringen und sagen: „Diesen haben wir gefunden; sieh, ob es deines Sohnes Rock ist oder nicht!“ Jakob erkannte

ihn und rief: „Es ist meines Sohnes Riß; ein reißendes Tier hat Joseph zerrissen!“ Und er trug Leid um seinen Sohn lange Zeit und wollte sich nicht trösten lassen, sondern sprach: „Ich werde mit Herzeleid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohn!“

2. Joseph im Gefängnis. Joseph wurde nach Aegypten geführt, und Potiphar, des Pharao Kämmerer, kaufte ihn. Der Herr aber war mit Joseph und gab ihm Glück in allem, was er tat. Darum setzte ihn Potiphar über sein Haus und alles, was er hatte. — Joseph war schön von Angesicht. Da gefiel er dem Weibe Potiphars, und sie wollte ihn zur Sünde verführen. Er aber weigerte sich und sprach: „Wie sollte ich denn ein solch groß Übel tun und wider Gott sündigen?“ Da verklagte sie ihn bei ihrem Manne und sprach: „Der hebräische Knecht wollte mich zur Sünde verführen.“ Potiphar wurde sehr zornig und legte ihn in das Gefängnis, wo des Königs Gefangene lagen.

Der Herr aber war mit ihm und ließ ihn Gnade vor dem Amtmann des Gefängnisses finden, daß er ihm alle Gefangenen unter seine Hand gab. Zu derselben Zeit versündigten sich der oberste Schenke und der oberste Bäcker des Königs an ihrem Herrn. Er ließ sie in das Gefängnis setzen, in dem Joseph gefangen lag. Und es hatten beide in einer Nacht einen Traum. Da nun Joseph des Morgens sah, daß sie traurig waren, fragte er sie: „Warum seid ihr heute so traurig?“ Sie antworteten: „Es hat uns geträumt, und wir haben niemand, der es uns auslegt.“ Da sprach Joseph: „Auslegen gehört Gott zu; doch erzählt mir's!“

Der Schenke erzählte: „Mir hat geträumt, daß ein Weinstock vor mir wäre; der hatte drei Reben; er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif. Ich hatte den Becher Pharaos in meiner Hand und nahm die Beeren, zerdrückte sie in den Becher und gab den Becher Pharao in die Hand.“ Joseph sprach zu ihm: „Das ist des Traumes Deutung: „Drei Reben sind drei Tage. Nach drei Tagen wird dich Pharao wieder in dein Amt setzen. Aber gedenke meiner, wenn dir's wohl geht! Denn ich bin aus meinem Vaterlande gestohlen, und habe auch hier nichts getan, daß sie mich ins Gefängnis gesetzt haben.“ Als der Bäcker sah, daß die Deutung gut war, sprach er zu Joseph: „Mir hat geträumt, ich trüge drei weiße Körbe auf meinem Haupt. Im obersten Korbe war allerlei Gebäckenes für Pharao, und die Vögel aßen aus dem Korbe auf meinem Haupt.“ Joseph antwortete: „Drei Körbe sind drei Tage. Nach drei Tagen wird dich Pharao an den Galgen hängen, und die Vögel werden dein Fleisch fressen.“

Am dritten Tage danach beging Pharao seinen Jahrestag und setzte den obersten Schenken wieder in sein Amt; den obersten Bäcker aber ließ er hängen, wie Joseph gedeutet hatte. Doch der oberste Schenke gedachte nicht an Joseph.

3. Josephs Erhöhung. Nach zwei Jahren hatte Pharao einen Traum. Ihm träumte: Er stand am Nil und sah aus dem Wasser sieben schöne, fette Kühe steigen; die weideten im Grase. Nach diesen sah er sieben andere Kühe aus dem Wasser steigen; die waren häßlich und mager. Die häßlichen und mageren Kühe fraßen die sieben schönen und fetten Kühe. Da erwachte Pharao. Er schlief aber wieder ein, und ihm träumte abermals: Er sah sieben Ähren auf einem Halm wachsen, voll und dick, und danach sieben dünne und versengte Ähren. Die sieben mageren Ähren aber verschlangen die sieben dicken und vollen Ähren. Am Morgen ließ Pharao alle Wahrsager und Weisen aus Aegypten rufen und erzählte ihnen seine Träume. Aber es war keiner, der sie ihm deuten konnte. Da sprach der oberste Schenke zu Pharao: „Ich gedenke heute an meine Sünden. Als Pharao mich mit dem obersten Bäcker ins Gefängnis legte, hatte in einer Nacht ein jeder von uns einen Traum, und ein hebräischer Jüngling deutete uns diese Träume; wie er sie deutete, so ist's uns ergangen.“

Da sandte Pharao hin, ließ Joseph rufen und sprach zu ihm: „Mir hat ein Traum geträumt, und niemand kann ihn mir deuten. Von dir aber wird gesagt, wenn du einen Traum hörst, so kannst du ihn deuten.“ Da sprach Joseph: „Das steht bei mir nicht; Gott wird doch Pharao Gutes weisagen!“ Und Pharao erzählte Joseph seine Träume; dieser aber sprach: „Beide Träume bedeuten einerlei. Gott verkündigt dem Pharao, was er vorhat. Die sieben fetten Kühe und die sieben guten Ähren sind sieben Jahre. Die sieben mageren Kühe und versengten Ähren sind andere sieben Jahre. Sieben reiche Jahre werden über Aegyptenland kommen und nach denselben sieben teure Jahre. Daß aber dem Pharao zweimal geträumt hat, bedeutet, daß Gott solches gewiß und eilend tun wird. Nun sehe Pharao nach einem weisen und verständigen Manne, den er über Aegypten setze; der sammle alle Speisen der guten Jahre und lasse sie in Pharaos Kornhäusern aufschütten, damit in den sieben teuren Jahren das Land nicht vor Hunger verderbe.“

Diese Rede gefiel Pharao und allen seinen Knechten wohl, und er sprach zu Joseph: „Weil dir Gott solches alles kund getan hat, ist keiner so verständig und weise als du. Darum will ich dich über mein Haus setzen, und deinem Wort soll all mein Volk gehorsam sein; nur ich will höher sein als du!“ Dann steckte er seinen Ring an Josephs Hand, kleidete ihn mit köstlicher Leinwand, hing eine goldene Kette um seinen Hals, ließ ihn in seinem Wagen fahren und vor ihm aus rufen: „Der ist des Landes Vater!“

In den sieben reichen Jahren sammelte Joseph das Getreide wie Sand am Meer. Als nun die sieben teuren Jahre anfangen, kam eine Teuerung in alle Lande. Aber in Aegypten war Brot; denn Joseph verkaufte das Getreide den Aegyptern. Und es kamen Leute aus allen Ländern nach Aegypten, um dort zu kaufen.

4. Das Wiedersehen der Brüder. Als Jakob hörte, daß in Aegypten Getreide zu kaufen war, sprach er zu seinen Söhnen: „Zieht hinab und kauft uns Getreide, daß wir nicht sterben!“ Da zogen zehn Brüder Josephs hinab nach Aegypten. Benjamin, den jüngsten Bruder, ließ Jakob nicht mitziehen, damit ihm nicht ein Unfall begegne. Als die Brüder zu Joseph kamen, fielen sie vor ihm nieder. Er erkannte sie; aber sie erkannten ihn nicht. Doch er stellte sich fremd gegen sie, redete hart mit ihnen und sprach: „Ihr seid Kundschafter und seid gekommen zu sehen, wo das Land offen ist.“ Sie antworteten: „Nein, Herr, wir sind gekommen, Speise zu kaufen. Wir sind nie Kundschafter gewesen. Wir sind zwölf Brüder, eines Mannes Söhne; der jüngste ist noch bei unserm Vater; aber einer ist nicht mehr vorhanden.“ Da sprach er zu ihnen: „Wollt ihr leben, so laßt einen eurer Brüder gebunden hier, ihr aber ziehet hin, bringt heim, was ihr für den Hunger gekauft habt, und bringt euern jüngsten Bruder zu mir! So will ich euch glauben, und ihr sollt nicht sterben!“ Da sprachen sie unter einander: „Das haben wir an unserem Bruder verschuldet. Wir sahen die Angst seiner Seele, als er uns anflehte, aber wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns.“ Sie wußten aber nicht, daß Joseph alles verstand; denn er redete mit ihnen durch einen Dolmetscher. Und er wandte sich ab und weinte. Dann band er Simeon vor ihren Augen und ließ die andern ziehn.

Als sie zu ihrem Vater kamen und ihm alles sagten, was ihnen begegnet war, rief er aus: „Ihr beraubt mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr auch nehmen. Es geht alles über mich! Benjamin soll nicht mit euch hinab ziehen! Wenn ihm ein Unfall begegnete, würdet ihr meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen!“ Als aber alles verzehrt war und die Teurung immer größer wurde, sprach Jakob: „Zieht wieder hin und kauft Speise!“ Da antwortete ihm Juda: „Der Mann redete hart mit uns und sagte: „Ihr sollt mein Angesicht nicht sehen, es sei denn euer Bruder mit euch. Laß den Knaben mit mir ziehen! Ich will Bürge für ihn sein; wenn ich ihn nicht bringe, so will ich mein Leben lang die Schuld tragen.“ Da sprach Jakob: „Muß es denn sein, so nehmt euern Bruder mit! Der allmächtige Gott aber gebe euch Barmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch Simeon und Benjamin lasse!“

Als sie wieder zu Joseph kamen, ließ er Simeon zu ihnen herausführen, grüßte sie freundlich und sprach: „Geht es euerm alten Vater wohl? Lebt er noch?“ Aber zu Benjamin sprach er: „Gott sei dir gnädig, mein Sohn!“ Dann aber eilte er in seine Kammer und weinte, denn sein Herz entbrannte vor Liebe zu seinem jüngsten Bruder. Doch Joseph wollte sehen, ob die Brüder noch schlecht wären und Benjamin verlassen würden. Darum befahl er seinem Haushalter: „Fülle den Männern ihre Säcke mit Getreide, und meinen silbernen Becher lege oben in des Jüngsten Sack!“ Da sie aber am

andern Morgen zur Stadt hinaus waren, jagte der Haushalter ihnen nach, wie Joseph ihm befohlen hatte, ergriff sie und sprach: „Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Habt ihr nicht den Becher, aus welchem mein Herr trinkt?“ Sie aber sprachen: „Es sei ferne von uns, solches zu tun. Bei welchem der Becher gefunden wird, der sei des Todes; dazu wollen wir deines Herrn Knechte sein!“ Der Haushalter suchte und fand den Becher in Benjamins Sack. Da zerrissen sie ihre Kleider und zogen wieder in die Stadt. Joseph aber sprach zu ihnen: „Wie habt ihr das tun dürfen?“ Juda antwortete: „Gott hat unsere Missethat gefunden. Wir alle sind deine Knechte.“ Joseph sprach: „Das sei ferne; der Mann, bei dem der Becher gefunden ist, soll mein Knecht sein; ihr aber zieht mit Frieden zu euerm Vater!“ Da trat Juda zu ihm und sprach: „Mein Herr, ich bin Bürge für den Knaben geworden. Wenn ich heimkäme zu meinem Vater, und der Knabe wäre nicht mit uns, so würde er sterben, und wir würden seine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen. Darum laß mich statt seiner hier bleiben!“

Da konnte sich Joseph nicht länger halten, weinte laut und sprach: „Ich bin Joseph.“ Und seine Brüder konnten ihm nicht antworten, so erschrafen sie. Er sprach noch einmal: „Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Agypten verkauft habt. Und nun bekümmert euch nicht und denkt nicht, daß ich zürne! Denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Eilt nun und zieht hinauf zu meinem Vater und sagt ihm: „Das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: Gott hat mich zum Herrn in ganz Agypten gesetzt; komm her zu mir mit deinen Kindern und Kindeskindern; ich will euch versorgen! Denn es sind noch fünf Jahre Teuerung.“ Dann fiel er seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinte, und Benjamin weinte auch. Er küßte darauf alle seine Brüder. Als Pharao dies alles hörte, gefiel es ihm wohl, und er sprach zu Joseph: „Laß deinen Vater kommen, daß er in Agypten wohne!“ Und Joseph gab ihnen nach dem Befehl Pharaos Wagen und Zehrung auf den Weg.

5. Das Haus Jakobs in Agypten. Als die Brüder Josephs zu ihrem Vater kamen, verkündigten sie ihm: „Joseph lebt noch und ist ein Herr über ganz Agypten!“ Aber er glaubte ihnen nicht. Da sagten sie ihm alle Worte Josephs. Als Jakob die Wagen sah, die ihm Joseph gesandt hatte, wurde sein Geist lebendig, und er sprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn noch lebt; ich will hin und ihn sehen, ehe ich sterbe!“ Also zog Jakob nach Agypten mit allem, was er hatte. Joseph aber spannte seinen Wagen an und zog hinauf, seinem Vater Jakob entgegen. Da er ihn sah, fiel er ihm um den Hals und weinte lange an seinem Halse. Jakob aber sprach zu Joseph: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe.“ — Joseph brachte seinen Vater vor Pharao. Dieser sprach: „Laß sie am besten Orte Agyptens, im Lande Gosen, wohnen! Denn es ist dein Vater und sind deine Brüder.“

Da nun die Zeit herbeikam, daß Jakob sterben sollte, rief er seinen Sohn Joseph und sprach zu ihm: „Schwöre mir, daß du mich nicht in Aegypten begrabest; sondern ich will liegen bei meinen Vätern!“ Joseph schwur ihm und brachte auch seine Söhne Ephraim und Manasse an das Bett Jakobs. Jakob segnete sie und sprach zu Joseph: „Siehe, ich sterbe, und Gott wird mit euch sein und euch wieder bringen in das Land eurer Väter.“ Darauf versammelte Jakob auch seine übrigen Söhne und segnete sie. Als Jakob gestorben war, befahl Joseph den Ärzten, daß sie seinen Vater salbten. Danach zog Joseph mit seinen Brüdern hinauf nach Kanaan, und sie begruben Jakob daselbst.

Aber die Brüder Josephs fürchteten sich, als ihr Vater gestorben war, und dachten bei sich, Joseph möchte ihnen gram sein und alle Bosheit vergelten, die sie ihm getan hatten. Darum ließen sie ihm sagen: „Dein Vater befahl uns, also zu dir zu sprechen: „Vergib doch deinen Brüdern, daß sie so übel an dir getan haben. So vergib uns nun diese Missethat!“ Da weinte Joseph und sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht! Denn ich bin unter Gott. Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott dachte es gut zu machen.“ Und er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen.

Als Joseph sterben sollte, sprach er zu seinen Brüdern: „Ich werde sterben, und Gott wird euch in das Land führen, das er Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat. Alsdann nehmt auch meine Gebeine mit!“ Dann starb Joseph, und sie salbten ihn und legten ihn in einen Sarg.

III. Mose und seine Zeit.

1. Moses Geburt und Jugend. Als Joseph und alle seine Brüder gestorben waren, mehrten sich die Kinder Israel sehr. Da kam ein neuer König auf in Aegypten; der wußte nichts von Joseph und sprach zu seinem Volke: „Der Kinder Israel sind mehr als wir. Wohlan, wir wollen sie mit List unterdrücken, daß ihrer nicht so viele werden! Denn wenn sich ein Krieg erhöhe, möchten sie sich zu unsern Feinden schlagen und wider uns streiten.“ Man setzte nun Fronvögte über sie, die sie mit schwerer Arbeit drücken sollten; denn man baute dem Pharao zwei Städte. Aber je mehr sie das Volk drückten, desto mehr breitete es sich aus. Da gebot Pharao seinem ganzen Volk: „Alle Söhne, die den Hebräern geboren werden, werft ins Wasser; alle Töchter aber laßt leben!“

Zu der Zeit bekam eine Frau aus dem Stamme Levi einen Sohn. Als sie sah, daß es ein feines Kind war, verbarg sie es drei Monate lang. Da sie es nun nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästlein von Rohr, verflechte es mit Ton und Pech, legte das Kind hinein und setzte das Kästlein in das Schilf am Ufer des Wassers. Die Schwester des Kindes aber stand

von ferne, um zu erfahren, wie es ihm gehen würde. Da kam die Tochter Pharaos und wollte baden. Als sie das Kästlein sah, sandte sie ihre Magd hin und ließ es holen. Da sie es auftrat, sah sie das Kind, und das Knäblein weinte. Es jammerte sie, und sie sprach: „Das ist der hebräischen Kindlein eins.“ Da trat seine Schwester herzu und sprach: „Soll ich eine hebräische Frau rufen, daß sie das Kind nähre?“ Die Tochter Pharaos sprach: „Geh hin!“ Sie ging hin und rief des Kindes Mutter. Da sprach die Tochter Pharaos zu ihr: „Nimm das Kindlein hin und nähere mir's; ich will es dir lohnen!“ Die Frau nahm das Kind und zog es auf. Als es groß war, brachte sie es der Tochter Pharaos; es wurde ihr Sohn, und sie nannte ihn Mose. Denn sie sprach: „Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.“

Als Mose groß war, ging er aus zu seinen Brüdern und wurde gewahr, daß ein Agypter einen seiner hebräischen Brüder schlug. Da er sah, daß sonst kein Mensch dort war, erschlug er den Agypter und verscharrte ihn im Sande. An einem andern Tage ging er auch aus und sah zwei hebräische Männer miteinander zanken. Er sprach zu dem Ungerechten: „Warum schlägst du deinen Nächsten?“ Jener aber sprach: „Wer hat dich zum Richter über uns gesetzt? Willst du mich auch erwürgen, wie du den Agypter erwürgt hast?“ Da fürchtete sich Mose und sprach: „Wie ist das laut geworden?“ Als es aber vor Pharao kam, wollte er Mose töten. Darum floh Mose in das Land Midian und kam zu einem Priester. Bei dem blieb er und heiratete seine Tochter, und die gebar ihm zwei Söhne.

2. Moses Berufung. Mose hütete einst die Schafe seines Schwiegervaters und kam an den Berg Horeb. Da erschien ihm der Engel des Herrn in einer feurigen Flamme, die aus einem Busch hervorschlug. Mose sah, daß der Busch mit Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. Da trat er hinzu; aber Gott rief ihm aus dem Busche zu: „Mose, Mose! Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus; denn der Ort, darauf du stehst, ist ein heiliges Land. Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Ich habe das Elend meines Volkes in Agypten gesehen und will es erretten und in ein Land führen, darin Milch und Honig fließt. So geh hin zu Pharao, daß du mein Volk aus Agypten führst!“

Mose sprach zu Gott: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe und die Kinder Israel aus Agypten führe?“ Gott sprach: „Ich will mit dir sein!“ Mose aber antwortete: „Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme, und zu ihnen spreche: „Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, so werden sie mich fragen: Wie heißt sein Name? Was soll ich ihnen antworten?“ Da sprach Gott zu Mose: „Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Jehova, der Ewige, der Gott eurer Väter, hat mich zu euch gesandt.“ Mose antwortete: „Ach, mein Herr, ich bin nie wohl beredt gewesen; denn ich habe eine schwere Zunge.“ Der Herr aber sprach: „Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst.“ Mose aber sprach: „Mein

Herr, sende, wen du senden willst!" Da wurde der Herr über Mose sehr zornig und sprach: „Weiß ich denn nicht, daß dein Bruder Aaron beredt ist? Er wird dir entgegenkommen, und er soll für dich zum Volk reden.“

Da nahm Mose sein Weib und seine Söhne und zog wieder nach Agypten. Aaron aber ging Mose entgegen, und Mose sagte ihm alle Worte des Herrn. Als sie darauf nach Agypten kamen, versammelten sie die Ältesten Israels, und Aaron sagte ihnen alles, was der Herr mit Mose geredet hatte. Da glaubten die Kinder Israels und beten den Herrn an, weil er ihr Elend gesehen hatte.

3. Der Auszug aus Agypten. Danach gingen Mose und Aaron zu Pharao und sprachen: „So sagt der Herr, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen!" Pharao antwortete: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich hören müßte? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen!" Da sandte der Herr schwere Plagen. Als aber das Herz Pharaos verstockt blieb, sprach der Herr zu Mose: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Agypten kommen lassen. Alle Erstgeburt in Agyptenland soll sterben von dem ersten Sohne Pharaos an bis zu dem ersten Sohn der Magd. Dann werden sie kommen und sagen: „Siehe aus, du und alles Volk, das unter dir ist!"

Der Herr sprach weiter zu Mose und Aaron: „Dieser Monat soll bei euch der erste Monat des Jahres sein. Am vierzehnten Tage dieses Monats schlachte ein jeglicher Hausvater ein Lamm. Das Blut aber sollt ihr nehmen und die beiden Türpfosten und die Oberschwelle damit bestreichen. Ihr sollt in dieser Nacht das Fleisch gebraten mit ungesäuertem Brot essen und nichts davon bis zum Morgen übriglassen. Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein und eure Schuhe an euern Füßen haben und Stäbe in euern Händen, wie solche, die hinwegeilen. Das ist des Herrn Passah (d. h. Vorübergang); denn das Blut soll ein Zeichen sein, daß ich an euch vorübergehe und euch die Plage nicht widerfahre. Diesen Tag aber sollt ihr und alle eure Nachkommen als Gedächtnistag feiern.

Um Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt in Agypten. Da erhob sich ein großes Geschrei; denn es war kein Haus, wo nicht ein Toter war. Pharao aber rief Mose und Aaron in der Nacht und sprach: „Macht euch auf und zieht aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Israel! Nehmt auch mit euch eure Schafe und Kinder; geht hin und bittet für mich um Segen." Auch die Ägypter drängten das Volk, daß es eilend aus dem Lande zöge; denn sie sprachen: „Wir sind sonst alle des Todes!" Also zogen die Kinder Israel aus Agypten.

4. Der Durchgang durch das Rote Meer. Danach reute es Pharao, daß er Israel hatte ziehen lassen. Er nahm sein Kriegsvolk und 600 Streitwagen, jagte den Kindern Israel nach und ereilte sie, als sie sich am Meere gelagert hatten. Die Kinder Israel aber fürchteten

sich sehr, schrieten zu dem Herrn und sagten zu Mose: „Warum hast du uns aus Aegypten geführt?“ Mose aber sprach zum Volk: „Fürchtet euch nicht! Der Herr wird für euch streiten.“ Da ließ Gott einen starken Ostwind wehen die ganze Nacht und machte das Meer trocken. Die Kinder Israel aber gingen mitten durch das Meer auf dem Trockenen. Die Aegypter folgten ihnen nach. Da kam das Meer wieder und bedeckte Wagen und Reiter, und alle kamen um, so daß nicht einer von ihnen übrig blieb. Da sang Mose und die Kinder Israel dem Herrn ein Lied:

„Singt dem Herrn ein Lied, denn hoch erhaben ist er,
Rosse und Reiter hat er ins Meer gestürzt.“

5. D e r Z u g d u r c h d i e W ü s t e. Vom Schilfmeer zogen die Israeliten durch wüstes Land. Da murrten sie wider Mose und Aaron und sprachen: „Wollte Gott, wir wären in Aegypten gestorben, wo wir bei den Fleischtöpfen saßen und Brot in Fülle zu essen hatten. Ihr habt uns in die Wüste geführt, daß ihr die ganze Gemeinde Hungers sterben laßt. Da sprach der Herr zu Mose: „Sage den Kindern Israel: Der Herr wird euch am Abend Fleisch zu essen geben und am Morgen Brot die Fülle, und ihr sollt inne werden, daß ich der Herr, euer Gott, bin. Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager, und am Morgen lag der Tau um das Lager her; und als der Tau weg war, siehe, da lag auf dem Boden der Wüste etwas Feines und Körniges wie der Reif auf dem Lande. Da sprachen die Kinder Israel unter einander: „Man hu?“ (d. h. Was ist das?). Mose aber sprach: „Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat. Und das Volk nannte das Brot Manna.

Als sie weiter zogen, hatte das Volk kein Wasser zu trinken, und sie zankten wieder mit Mose und sprachen: „Warum hast du uns aus Aegypten geführt, daß du uns vor Durst sterben lässest? Da schrie Mose zum Herrn und sprach: „Was soll ich mit diesem Volk anfangen? Es fehlt nicht viel, so werden sie mich noch steinigen.“ Der Herr sprach zu ihm: „Nimm deinen Stab und schlage an einen Felsen, den ich dir zeigen werde, so wird Wasser herauslaufen!“ Und Mose tat also.

6. D i e G e s e t z g e b u n g. Im dritten Monat nach dem Auszug aus Aegypten kamen die Kinder Israel in die Wüste Sinai und lagerten sich dem Berg gegenüber. Mose stieg auf den Berg, und der Herr sprach zu ihm: „So sollst du zu den Kindern Israel sagen: „Ihr habt gesehen, was ich den Aegyptern getan habe, und wie ich euch auf Adlers Flügeln getragen habe. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern. Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ Da kam Mose und legte dem Volk alle diese Worte vor, und es antwortete: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun!“ Da gebot der Herr Mose: „Heilige das Volk heute und morgen, laß es seine Kleider waschen und bereit sein auf den dritten Tag!“

Am dritten Tage erhob sich am Morgen ein Donnern und Blitzen; eine dicke Wolke erschien auf dem Berge, und man hörte den Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschraf. Da führte Mose das Volk aus dem Lager dem Herrn entgegen. Das trat unten an den Berg, und der ganze Sinai rauchte und bebte sehr. Gott aber redete alle diese Worte:

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Du sollst den Feiertag heiligen.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.“

Als die Kinder Israel den Donner hörten und den Berg rauchen sahen, flohen alle und sprachen zu Mose: „Rede du mit uns, wir wollen gehorchen; und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben!“

7. Die Abgötterei des Volkes. Da stieg Mose auf den Berg und blieb daselbst 40 Tage und 40 Nächte. Und der Herr gab ihm zwei steinerne Tafeln, auf denen die Gebote Gottes geschrieben waren. Als aber das Volk sah, daß Mose verzog, von dem Berge zu kommen, sprach es zu Aaron: „Auf, mache uns Götter, die vor uns hergehen! Denn wir wissen nicht, was Mose widerfahren ist.“ Aaron sprach: „Reiß ab die goldenen Ohrringe von den Ohren eurer Weiber, Söhne und Töchter und bring sie zu mir!“ Als das Volk die Ohrringe brachte, machte er ein gegossenes Kalb daraus. Da sprachen sie: „Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Aegypten geführt hat!“ Am andern Morgen standen sie frühe auf, brachten dem Kalbe Opfer und beteten es an. Danach setzten sie sich, zu essen und zu trinken und standen auf, zu spielen.

Da befahl der Herr dem Mose: „Steige hinab, denn dein Volk ist schnell von dem Wege gewichen, den ich ihm geboten habe. Und Mose stieg vom Berge und hatte zwei Gesetztafeln in seiner Hand. Und als er das Kalb und den Reigen des Volkes sah, ergrimte er und warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie unten am Berge. Dann nahm er das Kalb, verbrannte

und zermalmte es zu Pulver. Zu Aaron aber sprach er: „Was hat dir das Volk getan, daß du eine so große Sünde über es gebracht hast?“ Aaron sprach: „Zürne nicht! Du weißt, daß das Volk böse ist.“ Danach trat Mose in das Thor des Lagers und sprach: „Her zu mir, wer dem Herrn angehört!“ Da sammelten sich zu ihm alle Söhne Levi. Er gebot ihnen: „Nehme jeder sein Schwert, gehe durch das Lager und bringe jeden um, der von dem Herrn gewichen ist!“ Die Söhne Levi taten, wie ihnen Mose gesagt hatte, und es fielen an diesem Tage 3000 Mann. Dem Mose aber gab der Herr zwei andere steinerne Tafeln, darauf die Worte des Bundes geschrieben waren. Die legte er in eine kostbare Kade und gab sie den Priestern.

8. Die Kundschafter. Nach einem Jahre brachen die Kinder Israels vom Berge Sinai auf und kamen bis Kades. Da sandte Mose 12 Männer aus, um das Land Kanaan von Süden her zu erkunden. Nach 40 Tagen kehrten sie wieder zurück und sprachen: „Das Land ist schön; aber ein starkes Volk wohnt darin, und es sind daselbst feste Städte. Wir können nicht gegen das Volk ziehen; denn es ist uns zu stark.“ Nur Josua und Kaleb, die auch das Land erkundet hatten, sprachen: „Wenn der Herr uns gnädig ist, so wird er uns in das Land bringen.“ Aber das Volk murrte und sprach: „Der Herr ist uns gram.“ Da sprach der Herr zu Mose: „Wie lange will das Volk trotz aller Zeichen nicht glauben? Keiner der Männer, die meine Zeichen gesehen und doch meiner Stimme nicht gehorcht haben, soll das Land sehen außer Josua und Kaleb. Eure Kinder aber sollen 40 Jahre in der Wüste Hirten sein; alsdann will ich sie in das Land hineinbringen.“

9. Moses Abschied und Tod. Als 40 Jahre um waren, kamen die Israeliten an den Jordan, Jericho gegenüber. Da sprach der Herr zu Mose: „Steige auf den Berg Nebo und schaue das Land, das ich den Kindern Israel geben werde! Wenn du es gesehen hast, sollst du sterben. Nimm aber Josua zu dir, lege deine Hände auf ihn und stelle ihn vor die ganze Gemeinde, daß ihm das Volk gehorche!“ Und Mose tat, wie ihm der Herr geboten hatte. Danach versammelte Mose das ganze Volk, legte ihm alle Gebote Gottes vor und sprach: „Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben, von ganzen Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen! Die Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und deinen Kindern einschärfen. Einen Propheten wie mich wird der Herr, dein Gott, dir erwecken aus dir und aus deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen.“ Und Mose segnete alle Stämme der Kinder Israel und stieg auf den Berg Nebo. Der Herr zeigte ihm das Land Kanaan und sprach zu ihm: „Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob verheißen habe. Du hast es mit deinen Augen gesehen; aber du sollst nicht hinübergehen.“ Also starb Mose nach dem Worte des Herrn. Seine Augen waren nicht dunkel geworden, und seine Kraft war nicht verfallen. In Israel stand hinfort kein Prophet mehr auf wie Mose.

10. Die Eroberung Kanaans durch Josua. Nach dem Tode Moses sprach der Herr zu Josua: „Mach dich nun auf und ziehe über den Jordan. Wie ich mit Mose gewesen bin, also will ich auch mit dir sein. Sei getrost und unverzagt; denn du sollst diesem Volk das Land aus-theilen, das ich ihren Vätern geschworen habe. Sei nur getrost und weiche nicht vom Gesetz. Alsdann wird dir's gelingen in allem, was du tust. Da zog Israel über den Jordan. Und die Priester trugen die Lade des Bundes vor dem Volke her. Die Stadt Jericho aber war vor den Kindern Israel verschlossen. Da sprach der Herr zu Josua: „Ich habe Jericho in deine Hand gegeben. Laß alle Kriegsmänner einmal rings um die Stadt gehen und tue sechs Tage also und laß dabei sieben Priester sieben Posaunen vor der Lade hertragen. Am siebenten Tage geht siebenmal um die Stadt! Beim siebenten Mal laßt die Priester die Posaunen blasen, und das ganze Volk soll ein Feldgeschrei machen, so wird das Volk hineinsteigen!“ Also gewannen die Kinder Israel die Stadt und töteten Menschen und Vieh.

Danach besiegte Josua noch viele Könige der Kanaaniter und verteilte das Land unter die einzelnen Stämme Israels. Und da sie hinzogen, war der Herr mit ihnen, daß sie das Gebirge einnahmen; aber die Einwohner in der Ebene konnten sie nicht vertreiben, weil diese eiserne Streitwagen hatten. Also blieben die Kanaaniter im Lande wohnen, die er nicht in Josuas Hand gegeben hatte.

Als Josua alt und wohlbetagt war, rief er das ganze Israel nach Sichem und sprach: „Ihr habt alles gesehen, was der Herr an allen diesen Völkern vor euch her getan hat. Er hat euch ein Land gegeben, daran ihr nicht gearbeitet, Städte, die ihr nicht gebaut, Weinberge, die ihr nicht gepflanzt habt. So fürchtet ihn und dienet ihm treulich und rechtschaffen. Gefällt es euch aber nicht, so erwählt euch heute, wem ihr dienen wollt! Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Da antwortete das Volk: „Nur wir wollen dem Herrn dienen.“ Hierauf starb Josua, und man begrub ihn auf dem Gebirge Ephraim.

IV. Aus der Geschichte der Richter und ersten Könige.

I. Die Richterin Debora.

Da nun alle gestorben waren, die zu Josuas Zeit gelebt hatten, und die Kinder Israel also unter den Kanaanitern wohnten, nahmen sie deren Töchter zu Weibern und gaben ihre Töchter deren Söhnen. Und sie verließen den Herrn, der sie aus Aegyptenland geführt hatte, und folgten den Göttern der Völker, die um sie her wohnten, und beteten sie an und erzürnten den Herrn. Da gab sie der Herr in die Hände der Feinde, und sie wurden hart

bedrängt. Wenn sie dann zum Herrn schrien, erweckte er ihnen Richter und half ihnen. Wenn aber der Richter starb, wandte sich das Volk wieder den fremden Götzen zu.

Einst taten sich die Könige der Kanaaniter zusammen, und ihr Feldhauptmann Sifera hatte 900 eiserne Wagen. In Israel aber gebrach es an Regiment; es war kein Schild noch Speer unter 40 000 in Israel zu sehen. Da waren verlassen die Wege; und die auf die Straße gehen mußten, gingen krumme Schleichpfade, bis daß die Debora aufkam, eine Mutter in Israel. Die sandte hin und ließ Barak rufen und ihm sagen: „Zieh auf den Berg Tabor und nimm 10000 Mann mit dir! Denn ich will Sifera zu dir an das Wasser Kison mit seinen Wagen ziehen lassen und in deine Hände geben.“ Barak sprach: „Wenn du mit mir ziehst, so will ich ziehen. Ziehst du aber nicht mit mir, so will ich nicht ziehen.“ Debora zog mit ihm. Da ward dem Sifera angesagt, daß Barak auf den Berg Tabor gezogen wäre. Und er rief alle seine Wagen zusammen und alles Volk an das Wasser Kison. Debora aber sprach zu Barak: „Auf! Das ist der Tag, da dir der Herr Sifera in deine Hand gegeben hat.“ Also zog Barak von dem Berge herab. Aber der Herr erschreckte den Sifera vor der Schärfe des Schwertes Baraks, daß er von seinem Wagen sprang und floh. Und alles Heer Siferas fiel vor der Schärfe des Schwertes, daß nicht einer übrig blieb. Sifera aber floh in die Hütte eines Weibes Jael; die tötete ihn. Da sangen Debora und Barak dem Herrn ein Siegeslied:

Lobet den Herrn, daß Israel wieder frei ist worden
und das Volk willig dazu gewesen ist.

Höret zu, ihr Könige und merket auf, ihr Fürsten!

Ich will, dem Herrn will ich singen,
dem Herrn, dem Gott Israels, will ich spielen.

Herr, da du von Seir (Sinai) auszogest,
da erzitterte die Erde, der Himmel troff
und die Wolken troffen mit Wasser.

Da zog herab, was übrig war von Herrlichen im Volke.

Der Herr zog mit herab unter den Helden.

Die Könige kamen und stritten;
aber sie brachten keinen Gewinn davon.

Der Bach Kison riß sie fort,
der Bach der Schlachten, der Bach Kison.

Also müssen umkommen, Herr, alle deine Feinde.

Die ihn aber lieb haben, sind wie der Aufgang der Sonne in ihrer Pracht.

II. Ruth.

Zur Zeit der Richter war eine Theuerung im Land. Da zog ein Mann vom Stamme Juda aus Bethlehem mit seinem Weibe Naemi und seinen zwei Söhnen nach dem Lande der Moabiter und blieb daselbst, bis er starb. Seine Söhne nahmen moabitische Frauen. Die eine hieß Orpa, die andere Ruth. Als sie ungefähr zehn Jahre daselbst gewohnt hatten, starben auch die Söhne. Da machte sich Naemi mit ihren beiden Schwiegertöchtern auf und zog wieder in das Land Juda. Auf dem Wege sprach Naemi zu ihren Schwiegertöchtern: „Kehrt um, eine jede in ihrer Mutter Haus! Der Herr aber tue an euch Barmherzigkeit, wie ihr an den Toten und an mir getan habt! Da küßte Orpa die Naemi und kehrte um; Ruth aber sprach: „Rede mir nicht ein, daß ich dich verlassen und umkehren sollte! Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Tod muß mich und dich scheiden.“ Also kamen sie gen Bethlehem.

Um die Zeit der Gerstenernte las Ruth Ahren auf dem Felde für sich und ihre Schwiegermutter zur Nahrung; das Feld gehörte dem Boas, einem Verwandten des Mannes der Naemi. Als Boas hörte, wer das Mädchen war, sprach er zu ihm: „Es ist mir alles angesagt, was du an deiner Schwiegermutter nach deines Mannes Tode getan hast; der Herr vergelte dir deine That!“ Seinen Knechten aber gebot er: „Laßt sie auch zwischen den Garben lesen; auch von den Haufen laßt liegen, daß sie es auflese!“ So las sie auf dem Felde, bis die Gersten- und Weizenernte aus war.

Da nun Boas erkannte, daß Ruth fromm und tugendhaft war, nahm er sie zum Weib. Ihr Sohn war Obed, und Obeds Sohn war Isai, der Vater Davids.

III. Samuel und Saul.

I. Samuels Jugend und Richteramt. Zu der Zeit, als der Priester Eli Richter war, lebte ein Mann mit Namen Elkana; dessen Weib Hanna hatte keine Kinder. Die zog nun hinauf zu des Herrn Haus nach Silo und war von Herzen betrübt, weinte, betete zu dem Herrn und sprach: „Herr Zebaoth, wirst du deiner Magd einen Sohn geben, so will ich ihn dem Herrn weihen sein Leben lang.“ Nach einiger Zeit bekam Hanna einen Sohn und hieß ihn Samuel; „denn“, sagte sie, „ich habe ihn von dem Herrn erbeten.“ Als der Knabe noch jung war, brachte sie ihn zu Eli, und er wurde ein Diener des Herrn vor dem Priester Eli und wuchs und war angenehm bei Gott und den Menschen.

Eli war schon sehr alt. Die Philister aber waren stark geworden und bedrohten das Land. Da zog Israel gegen sie in den Streit; es wurde geschlagen, und ein jeglicher floh in seine Hütte. Einer aber kam zu Eli und

sprach: „Eine große Schlacht ist geschehen im Volke, und Israel ist geflohen vor den Philistern.“ Da fiel Eli zurück vom Stuhl, brach den Hals und starb. Und die Philister herrschten zwanzig Jahre über Israel.

Da sprach Samuel zum ganzen Hause Israel: „So ihr euch mit ganzem Herzen befehret zu dem Herrn und von euch tut die fremden Götter und ihm allein dienet, so wird er euch erretten aus der Philister Hand.“ Da taten die Kinder Israel von sich die Baalsgötter und dienten Gott allein.

2. S a u l s K ö n i g s w a h l. Es war ein Mann aus dem Stamm Benjamin, mit Namen Kis; der hatte einen Sohn Saul. Der war ein junger, schöner Mann und eines Hauptes länger denn alles Volk. Einst hatte Kis seine Eselinnen verloren, und Saul machte sich mit seinem Knechte auf, sie zu suchen. Sie gingen durch das Gebirge Ephraim und kamen auch zu der Stadt, in welcher Samuel wohnte. Da sprach Saul zu dem Knechte: „Komm, laß uns wieder heimgehen; mein Vater könnte sich um uns sorgen.“ Der aber sprach: „Es ist ein berühmter Mann Gottes in dieser Stadt; vielleicht sagt er uns unsern Weg.“ Da sie nun in die Stadt eintraten, ging Samuel heraus; er wollte auf die Höhe gehen zu opfern. Aber der Herr hatte einen Tag zuvor dem Samuel offenbart: „Morgen um diese Zeit will ich einen Mann zu dir senden; den sollst du zum Fürsten salben über mein Volk Israel, daß er mein Volk erlöse aus der Philister Hand.“ Da er nun Saul sah, sagte ihm der Herr: „Siehe, da ist der Mann.“ Da trat Saul zu Samuel und sprach: „Sage mir, wo ist hier des Sehers Haus?“ Samuel antwortete: „Ich bin der Seher. Um die Eselinnen bekümmere dich nicht; sie sind gefunden. Gehe aber vor mir hinauf auf die Höhe; denn ihr sollt heute mit mir essen.“ Da führte er sie in den Speisesaal und setzte sie obenan.

Am andern Morgen standen sie frühe auf, und Samuel geleitete sie aus der Stadt. Als sie an das Ende der Stadt kamen, sprach Samuel zu Saul: „Sage dem Knechte, daß er uns vorangehe. Du aber stehe jetzt still, daß ich dir kundtue, was Gott gesagt hat.“ Da nahm Samuel ein Ölglas, goß das Öl auf sein Haupt, küßte ihn und sprach: „Der Herr hat dich zum Fürsten über sein Volk gesalbt.“ Als Saul von dannen ging, gab ihm Gott ein anderes Herz, und Gottes Geist kam über ihn.

Der König der Ammoniter belagerte Jabes und drohte, er wolle allen Männern der Stadt das rechte Auge ausstechen. Als Saul das angesagt wurde, geriet der Geist Gottes über ihn, und er zerstückelte ein Paar Ochsen, sandte davon in alle Teile Israels und ließ sagen: „Wer nicht mit in den Streit gegen die Ammoniter zieht, des Rindern soll man also tun.“ Da zog das Volk aus und schlug die Ammoniter, daß ihrer nicht zwei bei einander blieben.

Samuel sprach nun zum Volk: Kommt, laßt uns das Königtum aufrichten. Da machte alles Volk Saul zum Könige, opferte Dankopfer vor dem Herrn, und Saul mit allen Männern Israels war fröhlich.

Danach besiegte Saul auch viele andere Feinde ringsumher und war ein mächtiger König.

3. **Sauls Verwerfung.** Samuel sprach zu Saul: „So sagt der Herr: ziehe hin und schlage die Amalekiter und töte Menschen und Vieh!“ Denn die Amalekiter fielen häufig in Israel ein, verderbten das Gewächs und ließen nichts übrig von Nahrung, weder Schafe noch Ochsen und Esel; auch töteten sie viele Menschen. Da schlug Saul die Amalekiter, ihren König aber verschonte er und die besten Schafe und Rinder. Als nun Samuel kam, sprach er: „Warum hast du nicht der Stimme des Herrn gehorcht, sondern hast dich zum Raube gewendet?“ Saul antwortete: „Das Volk verschonte die besten Schafe und Rinder, um sie dem Herrn zu opfern.“ Samuel aber sprach: „Meinst du, daß der Herr mehr Lust habe am Opfer als am Gehorsam? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser denn das Fett von Widder. Weil du nun des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen, daß du nicht König über Israel bleibst.“ Danach ging Samuel und sah Saul nicht mehr bis zu seinem Tode und trug Leid um ihn.

4. **David am Hofe Sauls.** Von Saul aber wich der Geist des Herrn, und ein böser Geist machte ihn sehr unruhig. Da sprach Saul zu seinen Knechten: „Seht nach einem Manne, der die Harfe spielen kann, und bringt ihn zu mir!“ Einer der Knechte antwortete: „Ich habe einen Sohn Jsais gesehen, der ist geschickt im Saitenspiel, ein rüstiger Mann und streitbar, verständig in seinen Reden und schön, und der Herr ist mit ihm.“ Da ließ ihn Saul holen. Also kam David zu Saul und diente ihm, und Saul gewann ihn sehr lieb. Wenn nun der böse Geist über Saul kam, so nahm David die Harfe und spielte. Dann erquickte sich Saul, und es wurde besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.

5. **David und Goliath.** Die Philister sammelten ihre Heere zum Streit wider Israel und lagerten sich auf einem Berge. Die Israeliten aber standen ihnen gegenüber auf einem anderen Berge. Da trat aus dem Lager der Philister ein Riese mit Namen Goliath; der hatte einen ehernen Helm auf seinem Haupte und einen schuppigen Panzer an, eherner Beinharnische an seinen Schenkeln und einen ehernen Schild auf seinen Schultern. Der Schaft seines Spießes aber war wie ein Weberbaum. Er rief den Israeliten zu: „Erwählt einen unter euch, der zu mir komme! Schlägt er mich, so wollen wir eure Knechte sein, schlage ich ihn, so sollt ihr unsere Knechte sein.“ So tat der Philister jeden Morgen und jeden Abend 40 Tage lang. Saul aber und ganz Israel fürchteten sich sehr.

Da die drei ältesten Söhne Jsais mit Saul in den Krieg zogen, hütete David die Schafe seines Vaters. Isai aber sprach zu seinem Sohne David: „Nimm diese zehn Brote für deine Brüder, und diese zehn frischen Käse bringe dem Hauptmann und sieh, ob es deinen Brüdern wohl geht!“ Da machte sich David des Morgens früh auf, kam zu dem Lager und grüßte

seine Brüder. Als er noch mit ihnen sprach, trat der Riese Goliath aus der Philister Lager hervor und redete wie vorhin, und David hörte es. Aber jedermann in Israel floh vor ihm und fürchtete sich sehr. Da fragte David die Männer: „Was wird man dem tun, der diesen Philister schlägt und die Schande von Israel wendet?“ Sie antworteten: „Wer ihn schlägt, den will der König sehr reich machen und ihm seine Tochter geben.“ Da ging David zu Saul und sprach: „Ich will hingehen und mit dem Philister streiten.“ Saul aber sprach: „Du kannst nicht wider diesen Philister streiten; denn du bist ein Knabe; dieser aber ist ein Kriegermann von Jugend auf.“ David antwortete: „Ich hütete einst die Schafe meines Vaters; da kam ein Löwe und einmal ein Bär; die trugen ein Schaf von der Herde weg. Ich lief ihnen nach, tötete sie und errettete jene aus ihrem Rachen. Der Herr, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch von diesem Philister erretten.“ Da sprach Saul zu David: „Geh hin, der Herr sei mit dir!“

Saul gab David seine Kleider, setzte ihm seinen Helm auf und legte ihm seinen Panzer an. David aber sprach zu Saul: „Ich kann so nicht gehen; denn ich bin es nicht gewohnt,“ und legte alles von sich. Er nahm aber seinen Stab, wählte fünf glatte Steine aus dem Bach, tat sie in seine Hirtentasche, nahm die Schleuder in seine Hand und ging dem Philister entgegen. Als dieser den Knaben sah, rief er: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?“ und fluchte David bei seinem Gott und sprach: „Komm her zu mir, ich will dein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde geben!“ David antwortete: „Du kommst zu mir mit Schwert, Speiß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth.“ Als bald nahm David einen Stein, schleuderte und traf den Philister an seine Stirn, daß der Stein in sein Hirn fuhr und er zur Erde auf sein Angesicht fiel. David lief zu ihm, nahm sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Da aber die Philister sahen, daß ihr Stärkster tot war, flohen sie, und die Männer Israels jagten ihnen nach, töteten viele und beraubten ihr Lager.

6. Sauls Eifersucht. Als die Kinder Israel von dem Kriege mit den Philistern wiederkamen, gingen die Weiber aus allen Städten dem Könige Saul entgegen mit Gesang und Reigen. Sie sangen: „Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend.“ Da ergrimmete Saul sehr und sprach: „Das Königreich wird noch sein werden.“ Von dem Tage ab sah Saul David sauer an; Jonathan, Sauls Sohn, gewann ihn aber lieb wie sein eigen Herz. Am andern Tage, da David auf den Saiten spielte, geriet der böse Geist über Saul, und er schoß mit einem Speiß nach ihm und dachte: „Ich will David an die Wand speißen.“ David aber wandte sich, und der Speiß fuhr in die Wand. Da fürchtete sich Saul vor David, tat ihn von sich und setzte ihn zum Obersten über tausend Mann. Auch gab er ihm seine Tochter Michal zum Weibe.



Saul aber hörte nicht auf, ihm nach dem Leben zu trachten. Jonathan merkte, daß bei seinem Vater gänzlich beschlossen war, David zu töten. Da ging er zu David und erzählte ihm alles. Sie nahmen Abschied, küßten sich und weinten miteinander. Jonathan aber sprach zu David: „Geh hin mit Frieden; was wir beide im Namen des Herrn geschworen haben, das bleibe ewiglich!“ David floh nun von dannen. Als das seine Brüder und das ganze Haus seines Vaters hörten, kamen sie zu ihm hinab. Es versammelten sich um ihn aber auch allerlei Männer, die in Not und Schuld und betrübten Herzens waren, und er war ihr Oberster. Er ging mit ihnen in die Wüste; denn Saul verfolgte ihn sein Leben lang; aber Gott gab ihn nicht in seine Hände.

Zu der Zeit sammelten die Philister ihr Heer zum Streit wider Israel. Samuel war gestorben, und ganz Israel hatte Leid um ihn getragen. Weil nun Saul niemand hatte, der ihm des Herrn Willen verkündete, fürchtete er sich sehr vor den Philistern und ging zu einer Wahrsagerin in Endor, daß sie ihm durch den Wahrsagergeist weisage. Und sie sagte ihm: „Der Herr wird Israel in der Philister Hände geben.“ Als es aber zur Schlacht kam, flohen die Männer Israels, und viele wurden erschlagen, darunter Jonathan und zwei andere Söhne Sauls. Saul wurde sehr schwer verwundet und sprach zu seinem Waffenträger: „Zieh dein Schwert und erstich mich damit, daß nicht die Heiden kommen, mich erstechen und ihren Spott mit mir treiben!“ Aber sein Waffenträger wollte nicht. Da nahm Saul das Schwert und fiel darein.

IV. David.

1. Davids Herrschaft. Nach dem Tode Sauls wurde David König in Juda und Israel. Der Herr half ihm, wohin er zog, so daß er alle Feinde ringsum besiegte und sein Königreich groß wurde. Auch zog er mit seinen Männern nach Jerusalem wider die Jebusiter und gewann die Burg Zion. David wohnte auf der Burg und hieß sie Davids Stadt. Danach machte er sich mit allem Volk auf, brachte die Lade Gottes nach Jerusalem mit Jauchzen und Posaunen und stellte sie in die Hütte, die er für sie gebaut hatte.

2. Davids Fall und Reue. David sandte seinen Feldhauptmann Joab und seine Knechte in den Kampf gegen die Ammoniter. Er aber blieb zu Jerusalem. Als er einst auf dem Dache des Königshauses ging, sah er ein Weib von sehr schöner Gestalt, Bathseba, die Frau des Uria. Und er begehrte sie zum Weibe. Da sandte er einen Brief an Joab und gebot diesem: „Stelle den Uria in den Streit, wo er am härtesten ist, daß er erschlagen werde!“ Joab tat, wie ihm befohlen war, und Uria fiel. Da ließ David des Uria Weib in sein Haus holen, und sie wurde sein Weib.

Diese Tat gefiel dem Herrn übel, und er sandte den Propheten Nathan zu David. Der kam und sprach zu David: „Es waren zwei Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viele Schafe und Rinder; der Arme aber hatte nichts als ein einziges Schäflein, das er gekauft hatte; es aß von seinem Bissen, trank von seinem Becher und schlief in seinem Schoß, und er hielt es wie eine Tochter. Als aber zu dem reichen Mann ein Gast kam, verschonte er seine Schafe und Rinder, nahm das Schaf des armen Mannes und richtete es zu.“ Da ergrimnte David wider den Mann und sprach zu Nathan: „So wahr der Herr lebt, der Mann, der das getan hat, ist ein Kind des Todes!“ Nathan sprach zu David: „Du bist der Mann! Urias Weib hast du dir zum Weib genommen; ihn aber hast du mit dem Schwert der Feinde erschlagen. So spricht der Herr: Ich will Unglück über dich aus deinem eigenen Hause erwecken!“

Da sprach David zu Nathan: „Ich habe gesündigt wider den Herrn.“ Er tat Buße und betete: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist! Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen Geist nicht von mir.“

3. D a v i d u n d A b s a l o m. In ganz Israel war kein Mann so schön wie Absalom, der Sohn Davids. Des Morgens trat er an das Stadttor und sprach zu jedem, der vor den König zum Gericht kommen sollte: „Deine Sache ist recht und gut; aber du findest kein Gehör bei dem Könige. O wer setzt mich zum Richter im Lande, daß ich jedermann zum Rechte verhülfe!“ Wenn aber jemand vor ihm niederfallen wollte, hob er ihn auf und küßte ihn und stahl so das Herz der Männer Israels. Absalom hatte Boten in alle Stämme Israels ausgesandt und sagen lassen: „Wenn ihr der Posaunen Schall hören werdet, so sprecht: „Absalom ist in Hebron König geworden!“ Danach zog er nach Hebron. Das Volk aber lief ihm zu, und es mehrte sich die Zahl derer, die zu Absalom hielten.

Da das David angesagt wurde, sprach er zu seinen Knechten: „Auf, laßt uns fliehen, daß er uns nicht ergreife!“ So floh David vor Absalom mit seinem ganzen Hause und ging barfuß mit verhülltem Haupte den Ölberg hinan und weinte, und alles Volk weinte mit ihm. Da kam ein Mann aus dem Geschlechte Sauls mit Namen Simei; der warf David mit Steinen, fluchte ihm und sprach: „Heraus, heraus, du Bluthund, du heilloser Mann! Nun steckst du im Unglück.“ Als ihn einer strafen wollte, sprach der König: „Laß ihn fluchen! Vielleicht wird der Herr mein Elend ansehen!“

Danach ordnete er das Volk, das ihm treu geblieben war, und zog gegen Absalom. Er gebot aber seinen Hauptleuten: „Verfahrt mir säuberlich mit dem Knaben Absalom!“ Als sich der Streit erhob, wurden die Männer Absaloms geschlagen. Absalom aber floh auf einem Maultier. Als das Maultier unter eine große Eiche kam, blieb Absalom mit seinem Haupt

an ihren Zweigen hängen und schwebte zwischen Himmel und Erde; denn sein Maultier lief unter ihm weg. Da nahm Joab, der Hauptmann Davids, drei Spieße und stieß sie Absalom ins Herz. Als ein Bote kam und es David ansagte, wurde er traurig und weinte und sprach: „Mein Sohn Absalom! Mein Sohn Absalom, mein Sohn! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“

V. Salomo.

1. Salomos Weisheit. David regierte 40 Jahre; danach wurde Salomo König. Salomo hatte den Herrn lieb und wandelte nach den Sitten seines Vaters Davids. Der Herr erschien dem Salomo des Nachts im Traum und sprach: „Bitte, was ich dir geben soll!“ Salomo sprach: „Du hast mich zum Könige gemacht an meines Vaters David Statt. So gib deinem Knechte ein gehorsames Herz, daß er dein Volk richten möge und verstehen, was gut und böse ist!“ Das gefiel dem Herrn wohl, und er sprach zu Salomo: „Weil du solches bittest, und bittest nicht um langes Leben noch um Reichthum, sondern um Verstand, so habe ich nach deinen Worten getan. Ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben. Dazu habe ich dir, was du nicht gebeten hast, Reichthum und Ehre, gegeben. Und so du in meinen Wegen wandeln wirst wie dein Vater David, will ich dir ein langes Leben geben.“

Zu der Zeit kamen zwei Weiber zu Salomo, und das eine Weib sprach: „Ach, mein Herr, ich und dies Weib wohnten in einem Haus, und wir hatten jede einen Sohn. Dieses Weibes Sohn starb in der Nacht, denn sie hatte ihn im Schlaf erdrückt. Da stand sie in der Nacht auf und nahm meinen Sohn von meiner Seite, legte ihn in ihren Arm, und ihren toten Sohn legte sie in meinen Arm. Als ich des Morgens aufstand, da war mein Sohn tot. Danach sah ich ihn genau an, und es war nicht mein Sohn.“ Das andere Weib sprach: „Nicht also; mein Sohn lebt, und dein Sohn ist tot!“ Da sprach der König: „Holt mir ein Schwert her!“ Als das Schwert gebracht war, sprach der König: „Theilt das lebendige Kind in zwei Teile und gebt dieser die Hälfte und jener die Hälfte!“ Da sprach das Weib, dessen Sohn lebte, zum Könige — denn ihr mütterliches Herz entbrannte für ihren Sohn —: „Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es nicht!“ Jene aber sprach: „Es sei weder mein noch dein, laß es teilen!“ Da antwortete der König: „Gebt dieser das Kind lebendig! Die ist seine Mutter.“ Dies Urtheil erscholl im ganzen Israel, und alle fürchteten sich vor dem Könige; denn sie sahen, daß die Weisheit Gottes in ihm war.

2. Salomos Tempelbau. Im vierten Jahre des Königreichs Salomos wurde der Grund zum Hause des Herrn gelegt. Salomo baute das Haus aus Stein, Zedernholz und Gold auf dem Berge Morija sieben Jahre lang. Als nun der Tempel vollendet war, versammelte Salomo die Ältesten Israels in Jerusalem um sich, und die Priester brachten die

Lade des Bundes in den Tempel, dazu alle Geräte des Heiligtums. Als dann betete Salomo, segnete die ganze Gemeinde, opferte Dankopfer und weihte so das Haus des Herrn.

3. Salomos Prachtliebe. Auch einen kostbaren Königspalast ließ Salomo errichten und lebte in Pracht und Herrlichkeit. Er baute Kornhäuser und feste Städte und setzte zwölf Amtsleute über ganz Israel, die den König und sein Haus je einen Monat im Jahr aus dem Lande versorgten. Er brachte zuhauf Wagen und Reiter. Die Kaufleute des Königs kauften Pferde aus Aegypten und allerlei Ware. Salomo machte auch Schiffe am Ufer des Schilfmeeres, die fuhren über das Meer und brachten Gold, Silber, Sandelholz, Affen und Pfauen. Also ward Salomo größer an Reichtum als alle Könige der Erde.

Aber der König liebte auch viel ausländische Weiber von solchen Völkern, davon der Herr gesagt hatte: „Gehet nicht zu ihnen und laßt sie nicht zu euch kommen.“ Da er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, und Salomo tat, was dem Herrn übel gefiel. Das Volk aber litt schwer unter dem harten Dienst des Königs und unter den Steuern, durch die sie sein Haus versorgten.

V. Aus der Geschichte der getrennten Reiche.

I. Die Teilung des Reiches.

Als Salomo gestorben war, zog Rehabeam, Salomos Sohn, von Jerusalem nach Sichem; denn das ganze Israel war dorthin gekommen, ihn zum Könige zu machen. Sie sprachen zu Rehabeam: „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht; mache du nun das schwere Joch, das er uns auferlegt hat, leichter, so wollen wir dir untertänig sein!“ Rehabeam befragte die Ältesten des Volkes, welche Antwort er dem Volk geben sollte. Diese sprachen: „Wirst du sie erhören, so werden sie dir untertänig sein dein Leben lang.“ Er aber ließ diesen Rat außer acht und hörte auf den Rat der Jungen, die mit ihm aufgewachsen waren. Diese sprachen zu ihm: „Du sollst dem Volke sagen: Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen!“ Als das Volk wieder zu ihm kam, redete er mit ihnen nach dem Rat der Jungen. Da fiel Israel vom Hause Davids ab und machte Jerobeam zum König. Dem Hause Davids folgten die Stämme Juda und Benjamin. Rehabeam, der König von Juda, wohnte zu Jerusalem. Jerobeam, der König von Israel, erbaute sich Sichem.

Jerobeam aber dachte in seinem Herzen: „Wenn das Volk zum Tempel nach Jerusalem soll hinaufgehen, Opfer zu tun, so wird sich das Herz dieses Volkes Rehabeam wieder zuwenden.“ Deshalb ließ er zwei goldene Kälber

machen und stellte das eine in Bethel, das andere in Dan auf und sprach zum Volke: „Ihr seid nun lange genug nach Jerusalem gepilgert. Siehe, Israel, da sind deine Götter, die dich aus Aegyptenland geführt haben.“ Auch errichtete er Höhentempel und machte Priester aus allem Volke, die nicht aus dem Stamme Levi waren.

II. Elia.

1. Elias Eifer um den Glauben. Und es wurde Ahab König in Israel. Der tat mehr, den Herr zu erzürnen, denn alle Könige Israels vor ihm. Er nahm Isebel, die Tochter des Königs zu Sidon, zum Weibe und diente dem Baal und der Aschera. Da trat Elia aus Chisbe auf und sprach zu Ahab: „So wahr der Herr, der Gott Israels, lebt, vor dem ich stehe, es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, ich sage es denn.“ Und der Herr sprach zu Elia: „Gehe von hinnen und verbirg dich am Bache Krith, der gegen den Jordan fließt. Du sollst vom Bache trinken, und ich habe den Raben geboten, daß sie dich daselbst versorgen sollen.“ Elia ging hin und tat nach dem Worte des Herrn. Und die Raben brachten ihm Brot und Fleisch des Morgens und des Abends, und er trank aus dem Bache. Nach einiger Zeit vertrocknete der Bach, denn es war kein Regen im Land.

Da sprach der Herr zu Elia: „Mache dich auf gen Zarpeth und bleibe daselbst; denn ich habe dort einer Witwe geboten, daß sie dich versorge. Als er an das Thor der Stadt kam, fand er die Witwe, rief sie und sprach: „Hole mir ein wenig Wasser, daß ich trinke; bringe mir auch einen Bissen Brots mit.“ Sie sprach: „Ich habe nur ein wenig Mehl und Öl und will mir und meinem Sohne etwas zurichten, daß wir essen und sterben.“ Elia sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht, gehe hin und mache es, wie du gesagt hast; doch mache mir am ersten ein kleines Gebackenes davon und bringe es mir heraus, dir aber und deinem Sohne sollst du hernach auch Speise bereiten. Denn also spricht der Herr: Das Mehl im Topfe soll nicht verzehrt werden, und dem Ölkrug soll nichts mangeln bis auf den Tag, da der Herr auf Erden regnen lassen wird.“ Sie ging hin und tat, wie Elia gesagt hatte. Und er aß, und sie und ihr Haus auch. Aber das Mehl im Topfe ward nicht verzehrt, und dem Ölkrüge mangelte nichts nach dem Worte des Herrn.

Danach ward des Weibes Sohn krank, und seine Krankheit war so hart, daß kein Odem mehr in ihm blieb. Und sie sprach zu Elia: „Ach, du Mann Gottes, du bist zu mir gekommen, daß meiner Missethat gedacht und mein Sohn getötet würde.“ Er sprach zu ihr: „Gib mir her deinen Sohn.“ Und er nahm ihn von ihrem Schoß und ging hinauf auf den Söller, da er wohnte, und legte ihn auf sein Bett. Und er streckte sich dreimal aus über das Kind und betete: „Herr, mein Gott, laß die Seele dieses Kindes wieder zu sich kommen!“ Da erhörte der Herr das Gebet Elias, und das Kind ward wieder lebendig. Und Elia brachte das Kind seiner Mutter und sprach: „Siehe da,

dein Sohn lebt.“ Das Weib aber sprach zu Elia: „Nun erkenne ich, daß du ein Mann Gottes bist, und des Herrn Wort in deinem Munde ist Wahrheit.“

Im dritten Jahre der Teuerung sprach der Herr zu Elia: „Geh hin und zeige dich Ahab! Ich will regnen lassen auf Erden.“ Da nun Ahab Elia sah, sprach er zu ihm: „Bist du es, der Israel verwirrt?“ Er aber antwortete: „Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, weil ihr Gottes Gebote verlassen habt und dem Baal dient. Wohlan, versammle das ganze Israel auf dem Berge Karmel und die 450 Priester des Baal, auch die 400 Priester, welche der Aschera dienen. Das Volk aber flehte: „Hilf, Herr, willst du uns denn gar verlassen? Der Sommer ist vergangen, die Ernte ist dahin, und uns ist keine Hilfe gekommen; will denn der Herr nicht mehr Gott sein in Zion?“

Das Gottesurteil. Da trat Elia zu allem Volk und sprach: „Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach!“ Das Volk antwortete ihm nichts. Da sprach er: „Ich bin allein ein Prophet des Herrn; aber der Propheten Baals sind 450. Gebt uns zwei Stiere; laßt sie den einen und mich den andern auf's Holz legen, aber kein Feuer daran tun! Dann ruft ihr den Namen eueres Gottes an, und ich will den Namen des Herrn anrufen. Welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott!“ Das ganze Volk sprach: „Das ist recht.“ Da richteten die Propheten Baals den Stier zum Opfer zu und riefen den Namen Baals an vom Morgen bis zum Mittag; aber da war keine Antwort, ob sie auch laut riefen und nach ihrer Weise sich mit Messern und Pfriemen ritzen, daß ihr Blut floß. Nun sprach Elia zum Volk: „Kommt her zu mir alle!“ Danach baute er dem Herrn einen Altar, machte um den Altar eine Grube und richtete den Stier zum Opfer zu und legte ihn aufs Holz, dann ließ er dreimal Wasser auf das Opfer und das Holz gießen. Das Wasser lief um den Altar her, und die Grube wurde auch voll Wasser. Dann trat er heran und betete: „Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht! Erhöre mich, Herr, erhöre mich, daß dies Volk wisse, daß du Gott bist!“ Da fiel das Feuer des Herrn herab und verzehrte das Opfer samt dem Holze, den Steinen und dem Wasser. Das Volk aber fiel auf sein Angesicht und sprach: „Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!“ Elia aber ließ die Priester Baals greifen, nach dem Bache Kison führen und daselbst töten. Danach ging er auf des Karmels Spitze und betete. Da wurde der Himmel schwarz von Wolken, und es kam ein großer Regen.

Ahab sagte seinem Weibe Isebel alles, was Elia getan hatte. Da trachtete sie danach, ihn zu töten. Als Elia das hörte, floh er und kam bis an den Berg Gottes Horeb. Dort blieb er in einer Höhle über Nacht. Da

WEBER

sprach der Herr zu ihm: „Was machst du hier, Elia?“ Er antwortete: „Ich habe um den Herrn geeifert und bin allein übrig geblieben, und sie stehen mir nach dem Leben.“ Der Herr sprach: „Tritt heraus auf den Berg vor den Herrn!“ Als bald kam ein großer, starker Wind, der die Berg zerriß und die Felsen zerbrach; aber der Herr war nicht im Winde. Nach dem Winde kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säusen. Da verhüllte Elia sein Antlitz mit seinem Mantel, und der Herr sprach zu ihm: „Geh wiederum deines Weges; ich will siebentausend in Israel übrig lassen, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt haben!“

3. Elias Eifer um das heilige Recht. Naboth hatte einen Weinberg bei dem Palaste Ahab's. Ahab sprach zu Naboth: „Gib mir deinen Weinberg, ich will mir einen Garten daraus machen!“ Ich will dir einen bessern Weinberg dafür geben; oder wo dir's gefällt, will ich dir Silber dafür geben, soviel er dir gilt.“ Naboth aber erwiderte: „Das sei fern von mir, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte!“ Da kam Ahab zornig heim, legte sich auf sein Bett und aß kein Brot. Aber Isebel, sein Weib, sprach zu ihm: „Sei guten Muts! Ich will dir den Weinberg Naboths verschaffen.“ Danach schrieb sie unter Ahab's Namen an die Obersten in der Stadt und befahl: „Stellt zwei lose Buben vor Naboth, die da zeugen, Naboth hat Gott und den König gelästert. Dann führt ihn hinaus und steinigt ihn, daß er sterbe!“ Die Obersten taten also. Als Isebel hörte, daß Naboth tot war, sprach sie zu Ahab: „Steh auf und nimm den Weinberg! Denn Naboth ist tot.“

Aber das Wort des Herrn kam durch den Propheten Elia zu Ahab: „An der Stätte, wo Hunde das Blut Naboths geleckt haben, sollen auch Hunde dein Blut lecken, und Isebel sollen die Hunde an der Mauer fressen.“ Im dritten Jahre danach zog Ahab in den Streit gegen die Syrer. Da spannte ein Mann den Bogen und schoß den König, daß er starb. Das Blut floß von den Wunden in den Wagen. Als sie aber den Wagen wuschen,leckten die Hunde sein Blut nach dem Worte des Herrn. Nicht lange danach wurde Jehu König in Israel. Der ließ Isebel zum Fenster hinauswerfen, daß sie zertreten wurde, und die Hunde fraßen ihr Fleisch an der Mauer.

Bibelfunde des Alten Testaments für die Oberstufe.

I. Aus der Zeit der Schriftpropheten.

I. Zeit und Charakter der Schriftpropheten.

1. Die Zeitlage. Palästina ist ein kleines Land. Auch an Fruchtbarkeit kann es sich wegen seines gebirgigen Charakters nicht mit der Nildelta oder dem Euphrat-Tigrisgebiet messen. Trotzdem war es von den Großstaaten, die an jenen Flüssen lagen, von Agypten im Süden und von Assyrien oder Babylon im Norden, sehr begehrt. Denn der sehr schmale, vom Mittelmeer und der syrisch-arabischen Wüste eingeeengte Landstreifen bildet die Brücke zwischen Asien und Afrika. Vor Mose war er zuerst in der Hand Babylons und dann Agyptens gewesen. Als dann aber beide Staaten zu gleicher Zeit durch innere Wirren geschwächt wurden, konnte das Volk Israel sich dort festsetzen und sein Davidsreich gründen; und selbst, als dieses in das Südreich Juda und das Nordreich Israel (oder Ephraim) auseinandergefallen war, vermochten beide Kleinstaaten sich noch über 200 Jahre zu halten. Israel lag wohl in häufigem Streit mit dem im Norden angrenzenden Aramäerreich Damaskus, hatte sich dieses Gegners aber immer noch erwehren können. Da aber begannen sich um 800 v. Chr. die Staaten im Zweistromlande zu regen. Zuerst war es Assyrien (Assur) am oberen Tigris, das die beherrschende Macht im Norden wurde, und um 600 übernahm nach seinem Sturz das neubabylonische Reich der Chaldäer das Erbe. Der Blick dieser Völker aber war auf Palästina gerichtet. Doch auch Agypten wollte nicht müßig zusehen. So war denn um 750 v. Chr. die Zeit gekommen, wo sich der Kampf der Großstaaten auf dem Boden von Palästina austoben und die beiden kleinen Reiche erdrücken wollte. In diese Periode fällt die Wirksamkeit der Schriftpropheten.

Das Volk Israel in seiner Mehrheit ahnte zunächst das drohende Verderben nicht, sondern lebte unbekümmert dahin. Der heilige Ernst der Mosesreligion war verloren. Wohl verehrte man in den großen Heiligtümern zu Jerusalem, Bethel und Dan seinen Gott, aber man sah ihn an wie einen König, der auf Gedeih und Verderb mit seinem Volke verbunden war. — Seit Salomo war die Prachtentfaltung im gottesdienstlichen Leben üblich geworden. Ein großer Stab von Priestern versah den Tempeldienst, und die Opferfeiern waren große Freudenfeste. Nicht mit Unrecht nahmen Ernstgesinnte, wie z. B. die Nasiräer, an solchem Treiben Anstoß und ent-

hielten sich zum Zeichen des Widerspruchs vom Weingenuß; denn solcher Jubel glich mehr den Bräuchen der Kanaaniter als den schlichten Sitten, die Mose eingeführt hatte. Auch fiel das Schwergewicht immer mehr auf die äußere Gottesverehrung, wahre Herzensfrömmigkeit wurde seltener. Außerdem opferte das Volk noch immer den Baalsgöttern der Kanaaniter auf den Höhen des Gebirges.

Die Handelsbeziehungen zum Ausland hatten den Unterschied von arm und reich geschaffen. Die Wohlhabenden hatten sich prächtige Sommer- und Winterhäuser gebaut und feierten üppige Feste. Die Frauen kleideten sich in kostbare Gewänder und schmückten sich mit auserlesenem Geschmeide. Die Männer suchten unermüdlich ihren Reichtum zu mehren, sie kauften einen Acker nach dem andern, reihten ein Haus ans andere, betrogen den Armen durch falsche Gewichte, schlechtes Getreide und Wucherzinsen und gaben den Richtern bei den Gerichtsverhandlungen im Stadttor Geschenke, damit sie ihnen das Gut der Waisen und Witwen zusprächen.

2. Die Eigenart der Schriftpropheten. Während so das Volk in sündiger Sorglosigkeit dahinlebte, standen Männer von der Art des Mose und Elia auf, ihr Blick war für die Schäden im eigenen Volk und für das drohende Unheil geschärft; denn Gott hatte sie in Gesichten das alles schauen lassen und ihnen seinen heiligen Willen ins Herz hineingerufen. Und Gottes Ruf zwang sie zur Verkündigung seiner Befehle, ob sie wollten oder nicht. Und ob das Volk sich darum bekümmerte oder nicht, sie standen auf, um ihm Gottes heiligen Ernst aus Gegenwart und Zukunft aufzuzeigen. Gemeinsam ist ihnen allen das vernichtende Urteil über die Götzen, der Kampf gegen äußerlichen Gottesdienst und gegen das Unrecht am Mitmenschen. Daneben aber hat jeder von ihnen eine besondere Erkenntnis aus dem kommenden Schicksal des Volkes gelesen und die Religion des Mose in eigener Weise vertieft. Sie haben ihre Worte aufgeschrieben oder aufschreiben lassen. Diese aber sind in den Prophetenbüchern wahllos zusammengestellt, und häufig fehlen die Angaben über die Zeit und Gelegenheit, bei der sie gesprochen wurden. Daher ist es nicht immer leicht, sie zu verstehen.

II. Amos und Hosea.

Im Nordreich war eitel Freude. Sein König Jerobeam II. (um 760) hatte entrissene Gebiete dem Syrerreiche Damaskus wieder abgenommen. Wehren konnte dieses sich nicht mehr; denn es wurde im Norden von dem erstarkten Assyrischen Staate bedrängt. Da erlebte Israel eine Scheinblüte, Reichtum und Wohlleben herrschten im Lande. Man lebte sorglos dahin und feierte im Heiligtum zu Bethel fröhliche Osterfeste. Ja, man hoffte noch größeren Segen von einem kommenden Tag des Herrn, machte sich aber kein Gewissen daraus, durch Wucher, falsche Gewichte und schlechte Ware

die Armen zu betrügen, ihre Kleider und den Wein ihrer Gärten zu pfänden oder, wenn sie nichts mehr zu verpfänden hatten, sie wohl gar um ein paar Pfennige willen zu Sklaven zu machen. Man ahnte nicht, daß Gottes Zorn den Assyrier auch einst gegen Israel senden könnte. Da erweckte Gott einen Hirten Amos aus Thekoa in Juda und zeigte ihm in Gesichten, daß er solchen Frevel nicht länger dulden wolle. Der ging hin und predigte Gottes strafende Gerechtigkeit.

Die Strafpredigt des Amos. Lies Amos 6, 4—6; 8, 4—7, 10; 2, 6—12; 3, 10—15.

Im Geiste sah er das jetzt so blühende Israel (Haus Josephs) bereits als Leiche daliegen, sah die Krieger im Kampfe gegen Assyrien fallen und nur den zehnten Mann in die Heimat zurückkehren. Da ging er zum Opferfest nach Bethel und ließ mitten in der Festesfreude ein Klagelied erschallen, wie man es bei Totenbestattungen anzustimmen pflegte. Aber man hörte auf den Propheten nicht, sondern trieb ihn aus dem Heiligtum.

Die Totenklage des Amos zu Bethel. Lies Amos 5, 1—6, 14—15; 5, 21—24; 7, 10—15.

Mit harten Drohworten hatte Amos das Volk zu Gott zurückbringen wollen; aber seine Predigt war vergeblich gewesen. Da versuchte es Hosea, ein Sohn des Landes, mit lockenden Worten der Liebe. Er war von seinem ungetreuen Weibe betrogen worden, hatte es verstoßen müssen, aber nicht aufgehört zu lieben und hoffte auf ihre Umkehr. Da wurde ihm seine unglückliche Ehe zum Gleichnis für das Verhältnis Gottes zu seinem Volk.

Die Klage Hoseas über Israels Untreue gegen Gott. Lies Hosea 11, 1—5; 6, 4—6.

Das Liebeswerben des Propheten. Lies Hosea 6, 1—3; 14, 3, 5—7.

Auch das Wirken dieses Propheten half nichts; das Volk blieb verstockt. Da kam das angekündigte Strafgericht. Israel war dem König von Assyrien untertan geworden und hatte ihm Tribut zahlen müssen. Von diesem Joche wollte es sich wieder befreien und schloß ein Bündnis mit Aegypten. Da kam der König von Assyrien abermals mit einem großen Heere herauf und führte Israel in die Gefangenschaft nach Assyrien (722). In die Städte Samarias aber setzte er Heiden aus Assyrien. Die vermischten sich mit den zurückgebliebenen Israeliten und wurden das halb heidnische Volk der Samariter.

III. Jesaja.

Als Hosea im Nordreich wirkte, erhob auch im Südreich ein bedeutender Prophet seine Stimme, Jesaja. Er war ein Mann aus vornehmerm Hause und stand dem Könige nahe. Wie er Prophet geworden war, erzählt er uns selbst. Einst saß er im Tempelhof, vielleicht, um der Darbringung des

Opfers mit der feiernden Festgemeinde zuzuschauen. Da entschwanden seinen Sinnen die Bauten des Tempels, die Festchöre der Sänger, der Brand des Opfers, und er erlebte ein überirdisches Gesicht: Er schaute den Gott seines Volkes als den Allmächtigen und Heiligen inmitten seiner Engel, er erfuhr voll ehrfürchtiger Schauer die Gnade eigener Entführung und empfing den harten Auftrag, durch seine Gerichtspredigt die Mehrheit seines Volkes zu verstoßen und nur einen kleinen Rest als heiligen Samen zur Umkehr und Rettung aus dem kommenden Verderben zu führen.

Die Berufung des Jesaia. Lies Jesaia 6, 1—4, 5—7, 8—13.

Dieses Erleben der heiligen Allmacht Gottes wurde ihm nun der einzige Wegweiser durch sein Leben. Wenn sein Volk mit diesem Gotte nur im Bunde stünde, dann vermöchten auch die mächtigsten Reiche ihm nichts anzuhaben; denn sie sind bloße Werkzeuge in der allmächtigen Hand des Höchsten. Das war des Propheten Glaube. Aber dies Volk ist unheilig und will sich nicht bessern. Es wird also der Heilige Israels sein Volk strafen müssen. Darum wandte sich Jesaia gleich Amos gegen die Sünden des verderbten Volkes. Aber er hegte im Herzen die stille Hoffnung, daß ein Teil Buße tun und Gottes Gnade erfahren würde. Er kleidete seine Predigt in die Form eines Liedes und ging als Straßensänger unter das Volk.

Das Lied vom Weinberg. Lies Jesaia 5, 1—7, 8—13, und 18—24.

Es kam ein Tag, da die Könige Rezin von Damaskus und Pekach von Nordisrael auch Juda zum Bunde gegen Assyrien zwingen wollten (735). Ihre Heere standen zum Einfall bereit. Nun war in Juda damals ein junger König namens Uhas auf den Thron gekommen, der den Dingen nicht gewachsen war und, voller Angst um seine Herrschaft, im Begriff stand, sich den Assyriern in die Arme zu werfen. Aber Jesaia wußte, was solche Hilfe bedeutete: Zwar würde Juda der heranrückenden Feinde auf diese Weise Herr werden, aber es hätte sich auch ohne fremde Hilfe dieser beiden verlöschenden Fackeln erwehren können. So aber tauschte man das sichere Joch der Assyrier ein. Darum machte er den Versuch, dem furchtsamen König etwas von dem eigenen Glauben einzulösen.

Der Hinweis auf Gottes Allmacht. Lies Jesaia 7, 1—9.

Nochmals versuchte der Prophet, die Gedanken des ungläubigen Königs zu wenden. In seinem unerschütterlichen Glauben verhiess er ihm sogar ein Zeichen vom Himmel. Aber da diesem das Vertrauen zu Gott fehlte, wußte Jesaia, daß dieser Herrscher durch seinen Bund mit Assyrien nur Unheil über sein Volk bringen würde. Er würde von seinem Bundesgenossen gezwungen werden, als Zeichen der Unterwerfung jährlich einen schweren Tribut zu zahlen und den assyrischen Göttern Altäre im Tempel zu Jerusalem aufzustellen. Da gab der Prophet ihn auf und setzte seine

Hoffnung auf einen künftigen König aus Davids Stamm. Eine gottbegnadete Mutter würde ihn zur Welt bringen, er würde die Königstugenden überragender Weisheit und Kraft haben, sein Volk wieder vereinigen und aus dem Dunkel des Unglücks zu immerwährendem Heil und einem wunderbaren Frieden führen.

Die Hoffnung auf den künftigen Heilbringer. Lies Jesaia 7, 10—14; 9, 1—6; 11, 1—5, 6—9, 10—13, 14—16.

Zunächst freilich kam das Unglück, und die Hauptschuld daran trug das Nordreich, das gegen Juda zu Felde zog. Schon immer war dessen Treiben böse gewesen, und es hatte sich durch kein Unglück warnen lassen. Wurden seine Häuser auch durch Kriege mit Nachbarvölkern zerstört, sein Übermut wuchs. Es ließ sich nicht bekehren, auch wenn es durch die Schuld seiner Verführer noch so schwer getroffen wurde. Ja, die einzelnen Stämme zerfleischten in ewigem Bruderneid sich gegenseitig und mordeten die eigenen Könige. Das alles war dem Propheten ein Zeichen, daß Gottes Zorn auf dem Lande ruhe und daß seine Hand nun bald zum vernichtenden Schlage ausholen würde.

Der Zorn über das gottlose Brudervolk. Lies Jesaia 9, 7—11, 12—16, 17—20.

Rezin und Pekach rückten mit ihren Heeren ein, verwüsteten Juda, aber beim Herannahen des Assyrsers zogen sie wieder ab. Jerusalem und seine Oberen schwelgten im Festesjubiläum und brachten Dankopfer im Tempel dar. Aber Jesaia konnte das nicht ertragen; denn er sah tiefer als die kurz-sichtige Menge. Er wußte, daß die Unglückszeit nun erst anbrechen würde, und mußte sich sagen, daß Volk und Fürst nichts Besseres verdienten. Sie opferten und feierten die Feste, aber innerlich waren sie krank. Nur ernste Buße hätte sie heilen können. Doch Jerusalem, einst eine heilige Stadt, ging selbst mit dem schlechtesten Beispiel voran. Darum war das Strafgericht Gottes zu erwarten, damit die Bösen vernichtet und die Frommen durch das Unglück geläutert würden.

Die Klage über das eigene Volk. Lies Jesaia 1, 1—6, 7—9, 10—15, 16—20, 21—28.

Die Ereignisse trafen ein, wie Jesaia sie vorausgesagt hatte. Die Assyrer eroberten das Nordreich und machten auch Juda zum Vasallenstaat, der Tribut zahlen und den Göttern der Feinde Aufnahme im Tempel gewähren mußte. Nun aber bewährte sich der Glaube des Jesaia. Er war derjenige, der sein Volk lehrte, dies Volk nicht zu fürchten. Mochte dieses selbst sich auch einbilden, daß es seine Eroberungen nur der eigenen Kraft zu verdanken habe, und ein übermütiger Sieger sein, der Prophet sah in ihm nur ein Werkzeug in der Hand Gottes, das dieser aufnimmt, um zu strafen, aber wieder fortlegt, nachdem es seinen Dienst verrichtet hat.

Die Predigt gegen den übermütigen Sieger. Lies Jesaja 10, 5—7, 13—16, 24—26.

Nach dem frühen Tode des Königs Ahas kam der fromme Hiskia auf den Thron. Er suchte die Schäden zu heilen, die sein Land in der Zeit seines Vaters erlitten hatte. So brachte er es wieder in die Höhe. Aber die assyrischen Altäre aus dem Tempel zu entfernen, durfte er nicht wagen. Das hätte man ihm als Abfall ausgelegt. Desto energischer ging er aber gegen den Opferdienst auf den Höhen vor, wo viele Israeliten immer wieder auch die Baalsgötter der Kanaaniter verehrten. Dadurch glaubte er das Überhandnehmen fremder Götterkulte verhindern zu können. Schließlich ließ er sich durch Agypten auch zum Abfall von Assyrien verleiten. Vergeblich hatte Jesaja widersprochen und den Kriegsfreunden zugerufen: „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein.“ Wieder hatte er sie wie einst den König Ahas dazu führen wollen, ihr Vertrauen nicht auf Bündnisse, sondern allein auf Gott zu setzen; aber er war nicht durchgedrungen. Der König der Assyrier Sancherib kam im Jahre 701, nahm die Städte Judas, schickte Gesandte nach Jerusalem und ließ den Bewohnern sagen: „Ergebt euch, so will ich euch in ein Land holen, darin Korn, Brot, Weinberge und Honig sind. Laßt euch von eurem Könige nicht betrügen, der da sagt: Der Herr wird uns erlösen. Wo ist denn ein Gott, der sein Land aus meiner Hand errettet hat? Sollte der Herr Jerusalem von meiner Hand erretten?“ Als Hiskia das hörte, schickte er Boten zu Jesaja und ließ ihn bitten: „Erhebe doch dein Gebet zu dem Herrn für uns!“ Da ließ Jesaja ihm sagen: „So spricht der Herr: Der König von Assyrien soll nicht in diese Stadt kommen, sondern er soll wiederum den Weg ziehen, den er gekommen ist.“ In derselben Nacht hob der König von Assyrien die Belagerung auf und zog in sein Land zurück; denn es war eine Pest in seinem Heere ausgebrochen. Das war Hilfe in höchster Not, und der Glaube des Propheten hatte seine Probe bestanden. Das Volk jubelte.

Ein Loblied auf die starke Hilfe Gottes. Lies Ps. 46.

Die Macht der Assyrier aber war nicht gebrochen; im Gegenteil, sie wuchs noch. Und wenn Hiskia damals in der ersten Freude über die Rettung Jerusalems auch die assyrischen Altäre aus dem Tempel entfernt haben mochte, sein Sohn Manasse baute wieder alles auf, was der Vater zerstört hatte. Sogar Kinderopfer wurden jetzt eingeführt; Jesaja soll damals den Märtyrertod erlitten haben und bei lebendigem Leibe zersägt worden sein. Da aber schien um das Jahr 628 auch für das übermütige Assyrien das Ende zu nahen. Denn unterjochte Völker machten sich frei, und in unmittelbarer Nähe erstanden neue mächtige Reiche. Um diese Zeit wurde dem Reiche Juda in Jeremia ein neuer großer Prophet geschenkt.

IV. Jeremia.

Er war fast noch ein Knabe, als er von Gott berufen wurde. Sein Vater gehörte zu den Priestern des Tempels, die im Dorfe Anathoth nahe bei Jerusalem wohnten und zum Dienst am Heiligtum zur Stadt hinübergingen. So mochte das Kind schon früh durch seine Eltern es gelernt haben, mit Schmerz und Abscheu die Greuel des Götzendienstes anzusehen, die unter dem Zwange des Assyrierkönigs im Tempel und im ganzen Lande wieder eingeführt waren. Da kam auch für ihn wie einst für Jesaja die Stunde der Berufung. Er erfuhr in einer heiligen Stunde, daß Gott ihn trotz seiner Jugend ausersehen habe, ein Richter über die gottlosen Völker zu sein und die Strafurtheile Gottes zu verkündigen. Auch sein eigenes Volk würde nicht verschont bleiben, sondern von Norden her sollten mächtige Könige kommen und Gottes Strafgericht am sündigen Jerusalem vollziehen. Der Prophet aber durfte furchtlos seinen Mund austun, Gott würde ihn vor dem Zorn der Oberen schützen.

Die Berufung des Jeremia. Lies Jer. 1, 1—10, 13—19.

So führte er nun seinen Volksgenossen vor Augen, wie sie die immer neue Gnade Gottes in ihrer Geschichte mit immer neuem Abfall gedankt und damit eine Untreue bewiesen hätten, wie sie selbst unter Heidenvölkern im fernsten Westen (Chittim = Cypern) und Osten (Kedar in der syrisch-arabischen Wüste) nicht üblich wäre.

Die Predigt von Israel, der ungetreuen Braut. Lies Jer. 2, 1—3, 4—9, 10—13.

Da vollzog sich ein Wandel in Juda. Der junge König Josia wagte es, das Werk des Hiskia zu erneuern. Er räumte mit den Gözenaltären im Tempel und den Höhenheiligtümern auf. Außerdem hatte man bei Wiederherstellungsarbeiten am Tempel ein in Vergessenheit geratenes Gesetzbuch gefunden und zum Könige gebracht. Als der nun darin las und das Gebot entdeckte, daß das Passahfest nur an dem von Gott erwählten Ort (Jerusalem) gefeiert werden dürfe, rief er das Volk zur Passafeier nach Jerusalem und verpflichtete es auf das Gesetz. Auch die Forderungen der Propheten, daß man Gott lieben und für Arme, Witwen und Waisen sorgen solle, schärfte er dem Volke ein und suchte sie selbst durchzuführen. Aber König Josia fand ein jähes Ende. Als Assyrien unterging und die Aegypter heranzogen, um an der Beute teilzunehmen, stellte Josia sich ihnen entgegen und fiel (608). Der von den Aegyptern auf ihrem Rückzuge eingesetzte neue König Jojakim wurde sehr bald babylonischer Vasall. Jojakim war ein hochmütiger Fürst, der sich einen prächtigen Palast bauen ließ, aber den Arbeitern den Lohn vorenthielt. So schwand im Lande wieder Recht und Gerechtigkeit. Man beschwichtigte sein Gewissen, indem man im Tempel Opfer darbrachte, und beruhigte sich in dem Glauben, Gott

wohne im Tempel und werde Jerusalem schützen, wie er es zu Jesaias Zeiten auch getan habe. Solche Leichtfertigkeit konnte der Prophet nicht dulden. An einem Feste stand er im Vorhof des Tempels und verkündete seine Zerstörung mit einem Hinweis auf das Heiligtum zu Silo, das einst zu Elis Zeit von den Philistern dem Boden gleich gemacht worden war. Die empörten Priester schleppten ihn vor das Gericht. Nur mit knapper Not rettete ihn sein mannhaftes Auftreten vor dem Tode, den um dieselbe Zeit ein anderer Prophet hatte erleiden müssen.

Jeremia in Lebensgefahr. Lies Jer. 7, 1—15; 26, 7—24.

Immer neuen Leiden war der Prophet ausgesetzt, sobald er seine Stimme erhob. Sogar seine eigenen Dorfgenossen und Verwandten hatten einen Anschlag auf sein Leben gemacht. Alles das traf das weiche Gemüt des Mannes schwer. Es gab bei ihm Stunden der Verzweiflung, in denen er seinen Prophetenberuf am liebsten aufgegeben hätte. Aber Gottes Wille zwang ihn trotzdem zum Reden.

Die Klage über das Prophetenamt. Lies Jer. 20, 14—18, 7—13.

Inzwischen war die Macht Babylons immer drohender geworden. Die Unglücksprüche des Propheten schienen sich erfüllen zu wollen. Trotzdem plante Jojakim gerade jetzt den Abfall. Da suchte der Prophet Volk und Fürst nochmals zu warnen. Er ließ alle seine Worte, die er bisher gesprochen hatte, in ein Buch schreiben und sorgte dafür, daß sie den Oberen und dem Könige vorgelesen wurden. Der aber blieb ungerührt und verbrannte die Schrift.

Die Verbrennung der Schriften Jeremias. Lies Jer. 36, 1—32.

Tatsächlich fiel Jojakim bald von Babylon ab. König Nebukadnezar kam, nahm Jerusalem ein und führte, da Jojakim inzwischen gestorben war, dessen Sohn Jojachin und viele Edle in die Gefangenschaft. Unter ihnen befand sich auch der Prophet Hesekiel. In Jerusalem hatte Nebukadnezar den Zedekia zum Könige eingesetzt. Das war ein willensschwacher Fürst, der dem Drängen der Kriegsheer nicht zu widerstehen vermochte, sich mit dem unzuverlässigen Agypten verband und erneut von Babel abfiel. Alle Warnungen des Jeremia halfen nichts, brachten ihn aber in den Ruf eines Vaterlandsverräters und steigerten seine Leiden während der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar ins Unerträgliche, bis das Schicksal der Stadt sich erfüllte und dem König Zedekia ein furchtbares Los beschieden wurde (586).

Die Leiden Jeremias und Jerusalems Fall. Lies Jer. 37, 1—21; 38, 1—13; 39, 1—10.

Jeremia blieb in dem zerstörten Jerusalem. Trotz allem hörte er nicht auf zu hoffen. Hatte der erste Bund mit Gott ein so schreckliches Ende ge-

nommen, weil die auf steinerne Tafeln geschriebenen Bundesgesetze nicht gehalten worden waren, so erwartete er nun einen neuen Bund, dessen Gesetze von Gott in die Herzen seines Volkes geschrieben sein würden, so daß er nie mehr zu strafen brauchte. — So entdeckte Jeremia die persönliche Herzensfrömmigkeit und gab zugleich der messianischen Hoffnung einen rein religiösen Sinn. Bis zu ihm hatte nicht der einzelne, sondern das ganze Volk Gott gegenübergestanden. Deshalb waren auch noch bei Jesaja die frommen und nationalen Erwartungen miteinander verbunden gewesen. Bei Jeremia ist die Frömmigkeit von irdischem Beiwerk befreit.

Letzte Klage und Hoffnung. Lies Klagelieder 1, 1—5; Jer. 31, 31—33.

V. Hesekiel.

Die Mehrzahl der Juden war von Nebukadnezar nach Babel gebracht worden. Sie waren in besonderen Dörfern angesiedelt und schließlich auch mit gewissen Freiheiten ausgestattet worden. Da freundete sich mancher mit dem früheren Feinde an, suchte in der fremden Stadt Erwerb und verehrte die babylonischen Götzen. Diesen Abfall wollte nun der Prophet Hesekiel bekämpfen. Zwar fehlte der Tempel zur Erhaltung der gewohnten Frömmigkeit, aber der Prophet fand einen Ersatz. Er gewöhnte die Juden an strengste Arbeitsruhe am Sabbat und besondere Gottesdienste im Versammlungshause (Synagoge). Wer sich aber trotzdem den Babyloniern zuwandte, dem ging er nach und suchte ihn zu retten.

Das Seelsorgeramt Hesekiels. Lies Hes. 3, 17—19.

Die Mehrzahl hing jedoch mit rührender Treue am Tempel und schaute sehnsüchtig nach der heiligen Stadt.

Ein Lied der Gefangenen. Lies Ps. 137.

Wenn diese Menschen ihn nun bekümmert fragten, warum gerade Juda von einem so harten Lose betroffen sei, so verwies er sie auf die Untreue gegen Gott in ihrer Geschichte und verhiess ihnen nur bei ernster Umkehr die Wiedergeburt Israels. Auch das Schicksal jedes einzelnen würde von seinem Tun abhängen. Durch solche Predigt erreichte er eine Wandlung der jüdischen Frömmigkeit; er weckte das Schuldbewußtsein und schuf eine Treue, die wohl teilweise in kleinlichen Gesezesgehorsam ausartete, aber anderseits auch in den schwersten Schicksalen am angestammten Glauben festhielt. Freilich legte er auch den Grund zu dem jüdischen Vergeltungsglauben; denn aus seinem Satze: „Gott vergilt jedem nach seinem Tun“ zog man den Schluß: „Also ist alles Leiden Strafe“ und sah in jedem, der vom Unglück betroffen wurde, einen schweren Sünder.

Die Ermahnung zur Treue. Lies Hes. 20, 6—8, 40—44; 18, 23—30.

VI. Der unbekannte Prophet.

Fast fünfzig Jahre schmachteten die Juden in Babylon. Da nahte die Stunde der Befreiung. Denn im Osten hatte der Perserkönig Cyrus ein großes Reich gegründet und stand im Begriff, gegen Babel zu ziehen. Nun trat unter den Gefangenen ein neuer Prophet auf. Wir kennen seinen Namen nicht und nennen ihn deshalb den unbekannten Propheten oder auch den zweiten Jesaia, weil seine Worte in Kap. 40—55 dem Jesaia buch angefügt worden sind. Wie nun einst der erste Jesaia in dem Assyrier die Zuchttrute Gottes gesehen hatte, so verkündete der zweite Jesaia in dem Perserkönige den gottesgesandten Heilbringer für Israel. Und er hatte nicht unrecht; denn Cyrus war ein menschenfreundlicher Fürst, der den unterworfenen Völkern große Selbständigkeit ließ und ihre religiöse Eigenart noch förderte. Da kündete unser Prophet in einem ergreifenden Trostliede das Ende des Grundienstes (der „Ritterschaft“) an und malte ihnen das Bild der Heimkehr in verlockenden Farben: Ein Herold würde vorausgesandt werden, der den umwohnenden Völkern Befehl geben sollte, die Wege für die Schar des unvergänglichen Gottes zu ebnen. Und da sich ungläubiges Erstaunen auf den Gesichtern seiner Zuhörer spiegelte, weil die Gedemüthigten so Großes nicht zu hoffen wagten, predigte er ihnen die Unvergänglichkeit der göttlichen Verheißungen inmitten der vergänglichen Welt und forderte die Stadt Jerusalem auf, nach dem an der Spitze der Seinen heranschreitenden Gott Ausschau zu halten.

Das Trostlied des Propheten. Lies Jes. 40, 1—11.

Die Frommen konnten es kaum fassen, daß es nun Wahrheit werden sollte, was ihr glühendster Herzenswunsch gewesen war.

Ein Gebet der Hoffenden. Lies Ps. 126.

Unbegreiflich aber blieb es ihnen trotzdem, warum Gott so schweres Leid auf sie gehäuft hatte; denn mochten ihre Verschuldungen groß gewesen sein, die Heiden waren noch ärgere Sünder gewesen, und Gott hatte sie es nicht fühlen lassen. Da zeichnete der Prophet ihnen das Schicksal eines gehorsamen Gottesknechtes, damit sie es lernen sollten, sich auch den schwersten Führungen Gottes anzuvertrauen: Dieser war von Gott bestimmt, durch Sanftmut und Güte das erwählte Volk wieder mit Gott zu verbinden und auch die Heiden zu bekehren, stieß aber auf allgemeine Verstandnislosigkeit, wurde geschmäht und verfolgt. Erst zu spät erkannten seine Verächter, daß der, der für sie litt, starb und im Tode den Verbrechern gleichgerechnet wurde, der Gesandte Gottes war, und hofften auf seine Wiedererweckung, damit er das Heilswerk zu Ende bringe. In unserm Heiland ist diese Hoffnung Wirklichkeit geworden.

Die Predigt vom leidenden Gottesknecht. Lies Jes. 42, 1—3; 49, 3—6; 50, 6; 53.

Voll froher Hoffnung wartete man nun der Stunde der Erlösung. Ja noch mehr, man hoffte, daß nunmehr die Herrlichkeit Gottes wie die Morgensohne über Jerusalem aufgehen, daß das gedemüthigte und zerschlagene Volk nun würde zusammengerufen und mit Segen überschüttet werden und die Heidenvölker ringsum endlich die Größe Gottes erkennen würden.

Die Predigt vom kommenden Heil. Lies Jes. 60, 1—5; 61, 1—3.

II. Zeugnisse der Frömmigkeit nach der Zeit der Gefangenschaft.

I. Die Gesetzesfrömmigkeit.

Im Jahre 538 erlaubte der Perserkönig Cyrus den Juden die Rückkehr und gab ihnen die von Nebukadnezar geraubten Tempelgeräte heraus. Da zog ein großer Theil unter dem Hohenpriester Josua und dem Fürsten Serubabel nach Jerusalem. Aber die hohen Hoffnungen der Heimkehrenden erfüllten sich nicht. Sie blieben arm; und da sie den heidnischen Samaritern gewehrt hatten, bei dem Neubau des Tempels zu helfen, hatten diese beim Perserkönige das Verbot des Weiterbaus erwirkt. Erst der neue Perserkönig Darius gab von neuem die Erlaubnis, und ein unscheinbares Gotteshaus wurde auf den Trümmern des salomonischen Prachtbaus errichtet und eingeweiht.

Troßdem wurde die Lage immer trüber. Da die Mauern der Stadt zerstört waren, so fehlte ein äußerer Schutz gegen die Feindschaft der umwohnenden Völker. Und weil die Vornehmen reiche heidnische Frauen heirateten, um wieder zu Besitz zu gelangen, so vermischte die Schar der Strenggläubigen einen inneren Schutz gegen das vordringende Heidentum. Da setzte der jüdische Mundschenk am Perserhof Nehemia den Bau der Mauer beim König durch, und der Schriftgelehrte Esra kam mit einer neuen Schar frommer aus Babel, trennte die Mischehen und brachte ein neues Gesetzbuch mit. Das sollte für die Zukunft eine Schutzmauer gegen heidnischen Aberglauben sein. In der Verbannung hatte man nämlich den Wert einer geregelten Gottesdienstordnung kennen gelernt. Nur die strenge Heiligung des Sabbats hatte es dort verhütet, daß die Juden im Heidentum aufgingen. Ein feierliches Gepräge des Tempeldienstes sollte nun den gleichen Zweck in der Heimat erfüllen und für Gott ein heiliges Volk aussondern. Darum wurde noch in Babel alles, was man seit der Zeit des Mose an frommen Bräuchen und Gesetzen hatte, von Priestern zusammengearbeitet. Im Jahre 444 wurde dies Gesetzbuch von Esra eingeführt und später mit anderen frommen Schriften, die man bereits besaß, zu einem Werk vereinigt. Auf

diese Weise entstand das Gesetz, das sind die fünf Bücher Moses, die nicht von Mose verfaßt sind, sondern nur in der Hauptsache von seinem Werk Kunde geben wollen. Sie wurden die erste heilige Schrift des Alten Testaments.

So waren Gesetz und Tempel in den Mittelpunkt des jüdischen Denkens gerückt worden. Wegen der Macht des Perserreiches waren außerdem alle politischen Hoffnungen vorläufig zu Grabe getragen worden. Außerlich kam das dadurch zum Ausdruck, daß der Hohepriester nun nicht bloß erster Priester, sondern auch der Vorsitzende des obersten Gerichtshofes und höchster Verwaltungsbeamter wurde. Je machtloser man aber wurde, um so fester klammerte sich der ganze Judenstolz an das Gesetz, man sah in seinem Besitz das sichtbare Zeichen der göttlichen Huld und suchte sie sich durch peinlichste Gesetzeserfüllung zu erhalten. In den späteren Makkabäerkämpfen ließ sich einmal eine Schar Gesetzesfrommer mit Frauen und Kindern ohne Gegenwehr hinschlachten, nur weil sie den Sabbat nicht entheiligen wollte. So genau und zugleich so äußerlich beobachtete man das Gesetz. Das Schlimme dabei war, daß nun auch die äußerlichsten Forderungen den sittlichen Geboten gleichgeachtet wurden und sie schließlich überwucherten. Man erfüllte den Buchstaben des Gesetzes, übersah aber seinen Geist. Die selbstgerechten Pharisäer sind das beste Beispiel für diese Art der Frömmigkeit.

II. Die Herzensfrömmigkeit in den Psalmen.

Der Charakter des Psalters.

Die Gesetzesgerechtigkeit war nur die eine Seite jüdischer Frömmigkeit, nebenher blieb der lebendige Glauben, den die Propheten wiedererweckt hatten. Den besten Beweis dafür bietet die Sammlung der Psalmen. Mögen die einzelnen Lieder auch zu den verschiedensten Zeiten entstanden sein, sie sind zugleich Zeugnisse der Frömmigkeit nach der Gefangenschaft; denn der Psalter war das Gesangbuch der Gemeinde nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft.

Das Volk Israel hatte Zeit seines Lebens gesungen. Zuerst waren es wohl zumeist Sieges- und Heldenlieder, wie z. B. der Lobgesang nach dem Durchzug durch das Rote Meer und das Deborahlied. Aber alle diese Gesänge waren zugleich frommer Natur. Denn das hatte Mose seinem Volke eingeimpft, daß es in allem geschichtlichen Geschehen Gottes führende Hand oder richtenden Arm sehen lernte. So spiegeln auch ein großer Teil der Lieder die großen Ereignisse der Geschichte wieder: man dankt Gott rückblickend für die Befreiung aus Ägypterhand (Ps. 114), freut sich seiner Hilfe beim Siege des Königs über die Feinde (Ps. 110), jubelt bei der wunderbaren Errettung der heiligen Stadt (Ps. 46), weint über den Fall Jerusalems (Ps. 137) und sehnt sich nach Erlösung aus der Gefangenschaft (Ps. 126).

Als David aber die Bundeslade nach Jerusalem brachte, lebte auch der rein geistliche Gesang auf. David, der ein gottbegnadeter Sänger war, hat selbst solche Lieder gedichtet. Zum Dank legte man später vielen Psalmen

und der ganzen Sammlung seinen Namen bei. Aber wie in unserm Gesangbuch die meisten Kirchenlieder aus der Unglückszeit des dreißigjährigen Krieges stammen, so ist auch die Mehrzahl der Psalmen in der Nothzeit der Juden entstanden. Tempelsänger haben sie gedichtet und zum Saitenspiel (Psalter) im Gottesdienst vorgetragen.

Darum begleitet ein Teil von ihnen das gottesdienstliche Leben. Wir erleben den festlichen Einzug ins Heiligtum (Ps. 24), sehen die Wallfahrer in frommer Ehrfurcht zum heiligen Berge aufschauen (Ps. 121), den Gesetzestreuen über dem Gesetz sitzen und sinnend (Ps. 1) und hören den überschwenglichen Lobpreis des Gesetzes (Ps. 19, 8—13). Zumeist aber wird der Gesang zum persönlichen Bekenntnis. Der Fromme preist den Allmächtigen und die Wunder seiner Schöpfung (Ps. 8; 19, 1—7; 139), seine gnädige Führung (Ps. 23) und seinen Segen (Ps. 127). Im Gegensatz dazu empfindet er des Menschen Niedrigkeit und Elend (Ps. 90) und findet Trost angesichts der Räthsel seines Leidens (Ps. 73). Da er durch seine Gottesmänner aber die Sünde als das entscheidende Unglück ansehen gelernt hat, so schaut er vor allem ins eigene Herz hinein, erschrickt über die Tiefe der Verschuldung (Ps. 130), fleht um Vergebung der Missethat (Ps. 51) und dankt für die erfahrene Gnade (Ps. 103). So enthalten die Psalmen die Antworten der frommen Gemeinde auf die Offenbarungstaten Gottes, Worte heißen Dankes, tiefster Sehnsucht, ernstester Buße und höchsten Glückgefühls im Einswerden mit Gott.

Das wichtigste dichterische Mittel in den Psalmen ist der Parallelismus der Versglieder. Der Gedanke der ersten Vershälfte wird entweder wiederholt (Ps. 26, 8) oder durch einen verwandten Gedanken ergänzt (Ps. 23, 2) oder schließlich durch sein Gegenteil schärfer beleuchtet (Ps. 1, 6).

Die wichtigsten Psalmen.

1. **Frommer Lebensernst.** Im ersten Psalm sehen wir den Gesetzesfrommen, wie er alle Tage über dem Gesetz sitzt und sinnt („redet“) und die Weltkinder meidet, die es mit den Heiden halten und seiner wohl gar spotten. Aber er trägt noch nicht das Antlitz des selbstgerechten Pharisäers wie zur Zeit Jesu, sondern zeigt nur den einen Zug, der schließlich bei keinem wahrhaft Frommen fehlen darf: er bemüht sich mit ganzem Lebensernst um die Seligkeit seiner Seele und schrickt vor dem frevelhaften Leichtsinn zurück, der Gottes Gebot in den Wind schlägt. Und wenn den Frommen wie den Gottlosen auch nicht immer bereits auf Erden, wie der Psalmist glauben möchte, das wohlverdiente Schicksal trifft, so ist doch das Bild von dem Bauern, der beim Worfeln des Getreides auf zugiger Höhe die Spreu in alle Winde fliegen läßt, geeignet, um den Ernst des göttlichen Endgerichts darzustellen. So enthält dieser Psalm die Warnung, die auch Paulus den Weltkindern zuruft: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten usw.“ Gal. 6, 7. Lies Ps. 1.

2. **Gottes Größe.** Schon das kleine Kind ist fähig, an der Pracht des Sternenhimmels die Schöpfergröße Gottes zu erleben und in ehrfürchtigem Staunen sich vor ihr zu beugen. So wird das Rühmen seines Mundes ein mächtiges Zeugnis für Gott, durch das die flugen Spötter zum Schweigen gebracht werden. Wen aber der Aufblick zum Himmel zunächst einmal klein und demütig vor Gott gemacht hat, der wird, wenn er die Augen wieder zur Erde wendet, es mit dankbarer Liebe empfinden, daß Gott den Menschen zum König und Herrn seiner Schöpferwerke gemacht hat, und den Schöpfer von neuem preisen.

Lies Ps. 8.

Wenn auch der lichte blaue Tageshimmel und der sternensüberfüllte Nachthimmel eine beredte Sprache von Gottes Schöpferkraft reden, die von jedem verstanden und in allen Ländern gehört wird (Schnur = Meßschnur = Machtbereich, wo man auf ihre Worte achtet), so ist vor allem die sieghafte, alle Morgen neue und überall hindringende Kraft der Sonne ein leuchtendes Bild der unerschöpflichen Güte des himmlischen Vaters.

Lies Ps. 19, 1—7.

Wer es aus der Schöpfung erkannt hat, wie Gottes Kraft alles durchdringt, der wird in ehrfurchtsvollem Erschrecken feststellen müssen, daß es dann auch kein Verbergen der eigenen geheimen Gedanken vor seiner Allwissenheit und kein Verstecken vor seiner Allgegenwart gibt, und darum wünschen, daß das eigene Denken und Handeln so sei, daß es vor Gott bestehen könne.

Lies Ps. 139, 1—12, 23 f.

3. **Gottes gnädige Fürsorge.** Es mußte schon ein sehr guter Hirte sein, der in den sonnenverbrannten Felsenbergen Palästinas immer noch ein grünes Fleckchen oder frisches Quellwasser für seine Herde fand, und er mußte große Umsicht zeigen, wenn er auf verschlungenen Gebirgspfaden und in engen Tälern, den Schlupfwinkeln des Raubgesindels, keins seiner Tiere verlor. Man mußte schon einen starken, gefürchteten Helfer haben, wenn man im Angesicht seiner Feinde zu fröhlichem Festmahl sich niedersetzen durfte. So sind diese beiden Bilder vom Hirten und vom Wirt ein lieblicher Ausdruck für den reichen Segen und starken Schutz Gottes, den der Fromme in seinem Leben verspürt.

Lies Ps. 23.

Wenn der fromme Festpilger nach den Mühen des Wanderns im heißen Sonnenbrand und des Zeltens in kalter Mondnacht sich Jerusalem näherte, so suchte sein Blick in ehrfurchtsvollem Vertrauen die Zinnen des Tempels auf dem heiligen Berge, und er glaubte, von dort die Zusage zu vernehmen,

daß der nimmermüde Hüter Israels seine schützende Hand über ihm sein Leben lang halten wolle.

Lies Ps. 121.

4. Des Menschen Niedrigkeit und Gottes Erbarmen. Nichts anderes vermag auf Erden menschlichen Stolz und Übermut so zu bändigen wie der Tod. Angesichts des Todes wird der Mensch sich des ungeheuren Abstandes bewußt, der ihn, das Geschöpf, von dem unvergänglichen Schöpfer trennt. Dann erscheint ihm sein Leben wie das flüchtige Eilen des Wassers im Strom, das Terrinnen des Traumes beim Erwachen, das schnelle Welken der Blume im Sonnenbrand, das Verflattern eines dahingeschwatzten Wortes. Selbst wer das Glück hat, 70 oder 80 Jahre alt zu werden, dem ist, als sei sein Leben nur so dahingeflogen und alle seine Kostbarkeiten nur nutzlose Mühsal gewesen. Und dann will es ihm scheinen, als ruhe der Fluch des göttlichen Zornes auf dem sündigen Menschenleben. Und doch sucht er gerade dann wie ein angstvolles Kind seine Zuflucht bei Gott. — Wir Christen empfinden unter dem Eindruck des Lebens unseres Heilandes in einem Punkt anders als der Psalmist, nämlich: wenn unser Leben Mühe und Arbeit im Dienst an unsern Mitmenschen war, dann war es köstlich.

Lies Ps. 90, 1—12.

Es kommen immer Zeiten und Stunden, wo Menschen und Völker aus selbstsicherer Höhe hinabstürzen; Unglück, Not, Todesgefahr oder Schande führen zur Selbsterkenntnis. Dann liegt der Mensch gebrochen in der Tiefe seines Sündenelends und ruft zu Gott. Alsdann lehrt die Sehnsucht nach Erlösung ihn an Gottes Gnade und Sündenvergebung glauben und ihn allein fürchten. Solche geistliche Armut ist der Anfang aller wahren Frömmigkeit, die Jesus selig pries und alle großen Gottesmänner erlebten. — Luther hat den Psalm zu einem Kirchenlied umgedichtet.

Lies Ps. 130.

Wie die nähere Ausführung zum 130. Psalm erscheint Psalm 51. Die Überschrift dieses Liedes versetzt uns in die Stunde, wo König David nach der Bußpredigt Nathans auch in der Tiefe lag. — Der Sänger schüttet vor Gottes Barmherzigkeit seine Seele aus; denn er empfindet Ekel vor dem Schmutz seiner Seele, vermag sich aber nicht selbst reinzuwaschen. So tut er wenigstens das eine, das er kann, nämlich er stellt sich seine Schuld in ihrer ganzen Schwere vor Augen, macht sich allein darüber Vorwürfe, daß er in der Stunde der Versuchung fiel, und wagt es nicht zu bestreiten, daß Gott sein Verdammungsurteil über ihn sprechen darf.

Er hofft trotzdem auf Gottes Gnade, ja, er glaubt dessen rettende Hand schon verspürt zu haben. Denn bisher hatte er seine Schuld vor sich

selbst verborgen; Gott aber eröffnete ihm die Wahrheit über sein Sündenelend und ließ ihn damit den ersten Schritt zum Heile tun. So ist denn sein nächstes Anliegen, daß er in Zukunft vor dem gleichen Fall bewahrt bleiben möge, und er bittet dazu um Reinheit des Herzens und Festigkeit des Geistes.

In dankbarer Vorfreude nimmt er sich vor, andere Sünder den gleichen Weg zur Besserung zu führen, wie er ihn gefunden hat. Denn das ist das beste Opfer, das der schwache Mensch Gott darbringen kann, wenn er sich mit zerknirschtem Herzen Gottes heiligem Willen unterwirft.

Lies Ps. 51, 1—8, 12—14, 15, 17—19.

Psalm 103 bietet die Fortsetzung zu den Gedanken des 51. Psalms und zugleich den versöhnenden Abschluß des ganzen Abschnitts. — Der Psalmist hat in todbringender Krankheit des Leibes und der Seele Gottes errettende Gnade erfahren und fühlt sich jung und neugeboren. Da quillt der Dank seines Herzens in immer neuen Lobeserhebungen aus dem Innern.

Und die persönliche Erfahrung wird verallgemeinert. In gleicher Weise sorgt Gott für die Gemeinde Israels. Er ist bereit, sie gegen Unrecht zu schützen, hat ihnen einst durch Mose seinen gnädigen Willen kundgetan. Zwar hat er im Verlauf der Geschichte auch seinen Zorn walten lassen müssen, aber er vergibt auch wieder. Will man sich die Größe seiner Gnade vorstellen, so muß man die höchste Höhe, die weiteste Entfernung, das väterliche Erbarmen zum Bilde wählen. Gegenüber der schwachen Menschenkreatur ist Gottes Gnade unendlich; doch will er redliches Bemühen sehen.

Lies Ps. 103.

III. Die Ueberwindung des Vergeltungsglaubens (Buch Hiob, Ps. 73).

Die oberflächliche Meinung, daß alles Leiden Vergeltung menschlicher Sünden sei, konnte den Tieferblickenden nicht befriedigen. Denn sowohl in der Verbannung wie auch später in der Heimat sah man immer wieder von neuem, wie der Gottlose häufig vom Glück gesegnet und der Fromme vom Unglück verfolgt wurde. So wirft denn ein mit diesem Rätsel ringender Dichter die Frage auf: vergilt Gott wirklich hier auf Erden dem Menschen nach seinem Tun? Eine Volkserzählung vom frommen Hiob schien ihm die geeignete geschichtliche Einleitung zu bieten; denn in dieser Geschichte wurde ein Frommer vor Augen geführt, der auch, wenigstens eine Zeit lang, vom Unglück verfolgt wurde. Er sollte nämlich geprüft werden, ob seine Frömmigkeit echt sei und sich auch im Leiden bewähren werde. Und erst, nachdem er diese Prüfung bestanden hatte, kehrte ihm das Glück zurück. Die Geschichte vom leidenden Hiob. Lies Hiob 1, 1—2, 10; 42, 10—12.

In diese Erzählung fügt nun unser Dichter Gespräche zwischen Hiob und seinen Freunden ein und zeigt, wie diese ihm mit ihrem Vergeltungsglauben bitter unrecht tun.

Der falsche Glaube der Freunde Hiobs. Lies Hiob 4, 7—9; 8, 3; 11, 14f; 22, 4f; — 9, 21f; 21, 7, 17; 27, 5f; 42, 7—9.

Aus welchem Grunde läßt denn Gott aber den Frommen leiden? Der Dichter meint, das sei eine vermessene Frage. Als Hiob so fragt, wird ihm von Gott nur die eine Antwort: an den unbegreiflichen Wundern der Schöpfung müsse es dem Menschen klar werden, daß auch die Führungen Gottes über menschliches Verstehen gingen und in Demut zu tragen seien.

Die gottgewollte Unbegreiflichkeit der Führungen Gottes. Lies Hiob 38, 1—4; 40, 1—5; 42, 1—6.

Eine schöne Ergänzung zum Buche Hiob bringt der Dichter des 73. Psalms. Er wäre fast an der Unbegreiflichkeit der Führungen Gottes verzweifelt; denn Gott hatte ihm Leiden geschickt, aber die Gottlosen durften sich im Glücke sonnen. Da war er ins Heiligtum gegangen, und dort war ihm die Erkenntnis gekommen, daß es für den Frommen nur ein Unglück gäbe, nämlich, Gott zu verlieren, und nur ein Glück, nämlich, Gott zu haben. Und dieser Schatz kann ihm auch durch das größte Elend auf Erden nicht geraubt werden.

Das wahre Glück des Frommen. Lies Ps. 73, 25.

IV. Der Kampf gegen jüdische Engherzigkeit.

(Die Bücher Jona und Ruth.)

Die Gottesmänner Israels hatten dem Herrn ein heiliges Volk aus der heidnischen Umwelt aussondern wollen. Da begannen die Juden sich als die Auserwählten Gottes zu fühlen und die Heiden zu verachten. Wohl rächten sich diese, indem sie die Juden im Unglück verspotteten und sagten: „Wo ist nun euer Gott?“ (Ps. 42, 4). Aber nur um so stärker versteiften sich diese auf den Glauben an ihre Erwählung und sahen den Besitz des Gesetzes als ein Zeichen dafür an, daß Gott mit seinem Volk etwas Besonderes vorhabe. Und je kleinlicher sie in ihrer Gesetzesbeobachtung wurden, um so mehr steigerte sich ihr engherziger Dünkel. Statt sich der Heiden anzunehmen, hielten sie sich selbst für fromm und verachteten jene. Gegen solche Überhebung wendet sich das Buch Jona. Es schildert einen Propheten, dem es auch nicht paßt, zu den Heiden zu gehen. Aber der Allmächtige straft seinen geistlichen Hochmut und belehrt ihn, daß er auch ein Gott der Heiden sei und sich ihres Elends erbarme. Eine ähnliche Absicht wie das Jonabüchlein vertritt auch das Buch Ruth. Es will an dem vorbildlichen Verhalten der Heidin Ruth gegen ihre jüdische Schwiegermutter zeigen, daß auch Heiden gute Menschen sein können.

Die Gottwidrigkeit geistlichen Hochmuts. Lies Jona 1—4.

III. Die Endzeit vor dem Kommen Jesu.

I. Die geschichtlichen Ereignisse.

Alexander von Mazedonien (336—323) hatte auf seinem Eroberungszuge durch Asien alle alten Reiche unterworfen und zugleich die griechische Sprache und Kultur zu ihnen getragen, hatte die Juden aber in der Ausübung ihrer Religion nicht gestört. Ebenso verhielten sich seine Nachfolger in Agypten. Das wurde aber anders, als die Herrscher von Syrien Palästina einnahmen. Einer von diesen wollte nämlich die Völker seines Reiches durch die Verbreitung griechischer Sprache und Religion verschmelzen. Bei den gebildeten Juden fand er damit Anklang. Die Gesetzesstrengen aber leisteten hartnäckigen Widerstand. Da wollte er die jüdische Religion ganz ausrotten. Er verbot bei Todesstrafe Sabbatfeier und Gesetzesbeobachtung, stellte im Tempel einen Gözenaltar auf und verlangte heidnische Opfer. Das war den Gesetzstreuen zuviel; sie griffen zum Schwert. Von dem Dorfe Modein nahm die Bewegung ihren Ausgang. Dort hatte der greise Priester Mattathias die Einführung des Heidenopfers nicht geduldet, in schneller Zornestat einen abtrünnigen Juden erstochen, den Altar umgestoßen und den königlichen Beamten getötet. Nun fiel das Volk ihm in Scharen zu. Sein Sohn Judas, genannt Makkabäus, setzte das väterliche Werk fort, nahm Jerusalem und führte im Tempel den alten Gottesdienst wieder ein. Nach seinem Tode errang sein Bruder Simon dem Lande sogar die politische Freiheit und seinem Geschlechte den Thron. Schließlich waren seine Nachfolger aber nur noch auf die Sicherung der eigenen Herrschaft bedacht und verloren den Anhang bei den Gesetzstreuen, die seitdem Phariseer (Abgesonderte) hießen. Das Fürstenhaus schloß sich nun um so enger mit dem Priesteradel, den Sadduzäern, zusammen. Aber Thronstreitigkeiten zwischen zwei Brüdern gaben den Römern Gelegenheit, sich einzumischen. Sie unterwarfen das Land im Jahre 63 v. Chr.

Die Römer blieben die eigentlichen Herren des Landes, übertrugen die unmittelbare Regierung aber einem halbjüdischen Geschlecht und ernannten den zweiten Herrscher aus diesem Hause sogar zum König. Es war Herodes der Große. Die Bibel nennt ihn in der Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Er war ein grausamer Regent, der dauernd um seinen Thron bangte und sogar die eigene Gattin und drei seiner Söhne hinrichten ließ, weil er ihre Verschwörung fürchtete. Um sich bei den Juden beliebt zu machen, baute er den Tempel in großer Pracht auf; aber die Juden haßten in ihm den Halbheiden und Römerfreund. Nach seinem Tode erhielt sein Sohn Philippus den nördlichsten Teil Palästinas; er

regierte gerecht und milde. Galiläa und Peräa kamen an den zweiten Sohn Herodes Antipas. Es war der Fürst, der Johannes den Täufer hinrichten ließ, auch Jesus als Angeklagten sah. Archelaus erhielt Judäa und Samaria, wurde wegen seiner schlechten Regierung aber bald durch einen römischen Landpfleger ersetzt. Zur Zeit von Jesu Kreuzigung war es Pontius Pilatus.

II. Die inneren Zustände.

Nach Möglichkeit schonten die Römer die Einrichtungen der unterworfenen Länder. So blieben bei den Juden die Ortsgerichte der einzelnen Städte und Dörfer bestehen, auch der Hohe Rat, der sich aus Sadduzäern, Pharisäern und Altesten zusammensetzte. Den Vorsitz führte der Hohepriester. Der Hohe Rat war die oberste Gerichtsbehörde über Judäa, in geistlichen Angelegenheiten auch über ganz Palästina; aber Todesurteile bedurften der Bestätigung des Landpflegers. Wer das römische Bürgerrecht besaß, mußte auf Wunsch vor dem kaiserlichen Gericht in Rom abgeurteilt werden. — Jeder Einwohner hatte eine Kopfsteuer und je nach Besitz auch Grund- und Einkommensteuer zu zahlen; sie flossen in die römische Staatskasse. Die Kosten der Provinzialverwaltung wurden durch Wege-, Brücken-, Ein- und Ausfuhrzölle gedeckt. Sie wurden an jüdische Unternehmer (Zöllner) verpachtet, die häufig ihre Einnahmen beliebig erhöhten und um ihrer Betrügereien willen gehaßt und verachtet wurden.

Den Mittelpunkt der Religionsübung bildete nach wie vor der Tempel. Täglich wurden Brandopfer auf dem großen Altar dargebracht, und die Priester beteten für das Volk. Jeder zahlte die vorgeschriebene Tempelabgabe, nach unserm Gelde etwa 1,50 M. Der palästinensische Jude mußte mindestens einmal im Jahre den Tempel besuchen. Wer fern im Römerreiche saß, suchte wenigstens einmal im Leben das Haus seines Gottes auf. Namentlich an den Festen strömte alles von fern und nah zusammen. Dann ging in dem Vorhof des Tempels wie auf einem Jahrmarkte zu. Die Wechsler tauschten das verhaßte römische Geld in heilige Münze um, und Verkäufer hielten Opfertiere feil. Wichtiger aber als das Opfer im Tempel wurde der Gottesdienst in der Synagoge. Viele Juden hatten als Handwerker, Kaufleute oder Gelehrte ihre Heimat mit fremden Ländern vertauscht. In allen größeren Städten des Römerreiches fanden sich Judengemeinden zusammen. Und was man einst in der babylonischen Gefangenschaft aus Not getan, das wurde jetzt liebe Gewohnheit. Überall schuf man gottesdienstliche Räume und stellte Vorsteher zur Aufsicht an. Auch in Palästina entstanden schließlich in jedem von Jerusalem abliegenden Städtchen solche Synagogen. Wenn dann der Sabbat gekommen war, fand man sich zur bestimmten Stunde zusammen. Dort wurden Gebete gesprochen, und, was das Wichtigste war, der vorgeschriebene Gesetzesabschnitt vorgelesen

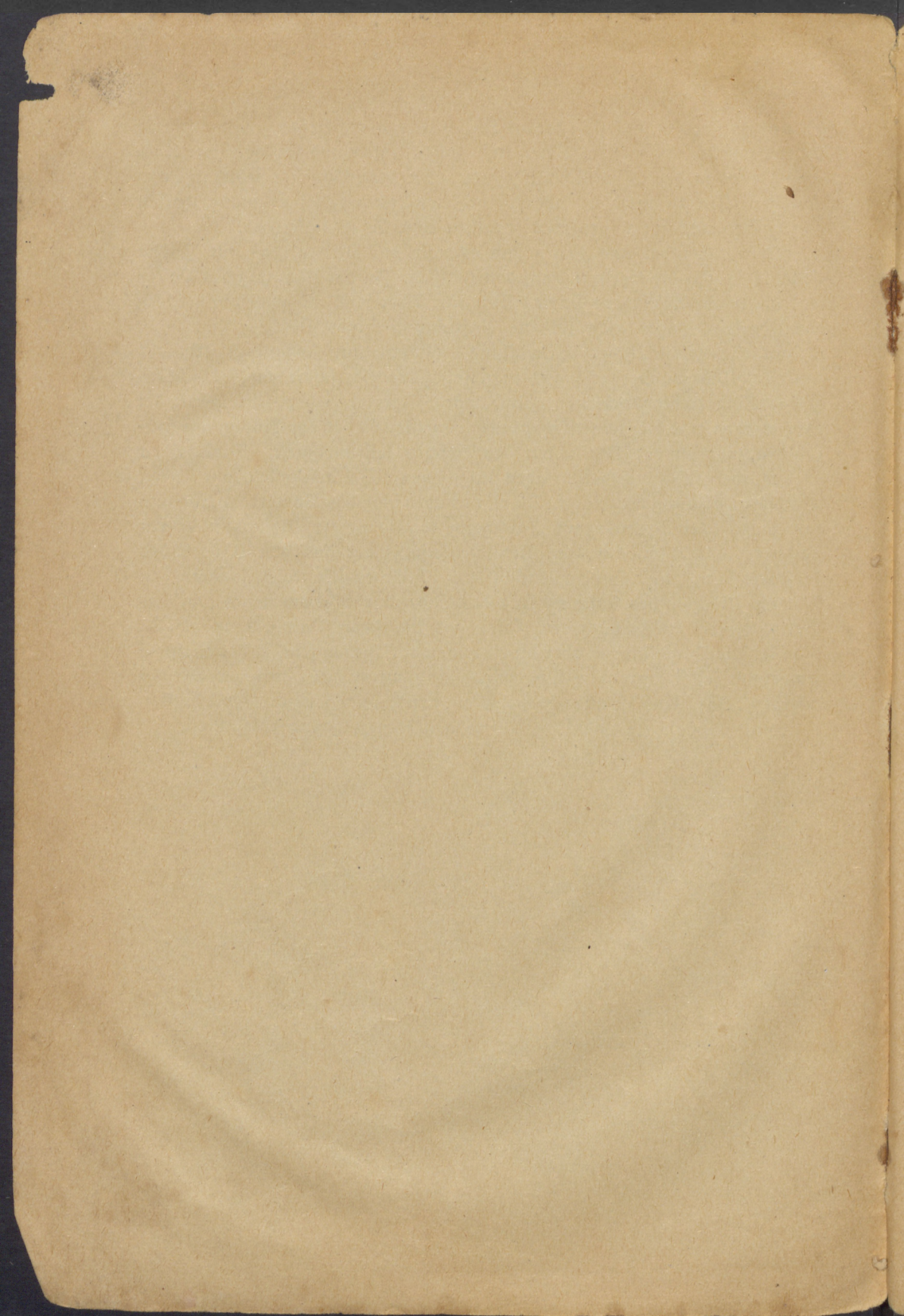
und meist von Schriftgelehrten ausgelegt. Auf diese Weise zogen alle drei Jahre die ganzen fünf Bücher Moses vor dem geistigen Auge des Synagogenbesuchers vorüber. Auch Stücke aus andern heiligen Schriften wurden vorgelesen. Denn nachdem durch Esra das erste heilige Buch eingeführt worden war, hatte man auch weitere Schriften gesammelt. Man besaß die Schriften der Propheten und an Geschichtsbüchern das Buch Josua, der Richter, die Samuelis- und Königsbücher. Und da man auch in diesen den Geist der Propheten zu verspüren meinte, schloß man sie mit jenen unter dem Titel „Propheten“ zusammen. Um 200 v. Chr. war auch diese Sammlung fertig. Den Rest heiliger Schriften, deren bedeutendste der Psalter war, fügte man schließlich unter dem Titel: „Schriften“ den übrigen an. Seinen festen Abschluß erhielt das Alte Testament erst 100 n. Chr.

Das Hauptstück des ganzen Buches aber blieb den Juden das Gesetz. Um seine genaue Auslegung bemühte sich ein besonderer Stand, die Schriftgelehrten. Um auch jede unbeabsichtigte Übertretung zu verhüten, zerlegten sie die Gebote in lauter Einzelschriften. So hatten sie beispielsweise 39 Tätigkeiten herausgefunden, die am Sabbat verboten waren. Einem Kranken durfte an diesem Tage nur bei Lebensgefahr geholfen werden. Ließ die Hilfe sich dagegen um einen Tag verschieben, so war sie untersagt. Diese „Aufsätze“ trugen sie nun in den Synagogen nach der Verlesung des Gesetzesabschnitts vor. Der einfache Mann konnte sie nicht einmal alle behalten, viel weniger hatte er in seinem Berufsleben die Zeit, sie zu befolgen. So wurde er denn durch ein ständiges Schuldgefühl gedrückt und hatte nur eine geringe Heilshoffnung. Es gab zwar Männer unter den Schriftgelehrten, die den Schaden solcher Vermehrung der Vorschriften empfanden, und sich Mühe gaben, den Gehalt des Gesetzes in wenige Gebote zu fassen; so stammt von dem Gesetzeslehrer Hillel folgender Ausspruch: „Was du haffest, das tue auch deinen Genossen nicht an. Dies ist das ganze Gesetz; das übrige ist nur Auslegung.“ Aber sie kamen gegen das entgegengesetzte Bestreben der andern nicht auf.

Das Verhältnis der beiden religiösen Parteien, der Pharisäer und Sadduzäer, blieb gespannt. Die letzteren fühlten sich als die Vornehmen im Volk. Sie waren die klugen Politiker, die es mit den Römern nicht verderben wollten. Deshalb betonten sie ihren jüdischen Standpunkt nicht zu sehr. Sie erkannten die Geltung des Gesetzes wohl an, aber nicht die vielen Aufsätze der Schriftgelehrten. Außerdem leugneten sie die Auferstehung der Toten. Ganz anders die Pharisäer. Diese sonderten sich gerade von allem heidnischen Wesen ab und haßten den Feind. Sie hüteten das religiöse Erbgut und suchten mit peinlichster Sorgfalt das Gesetz zu erfüllen. Ihre Schriftgelehrten waren es, die dem Volk in den Synagogen die Schrift auslegten. Wegen ihrer genauen Gesetzesbeobachtung standen sie nun aber auch bei den schlichten Leuten in höchstem Ansehen. Das suchten sie noch

dadurch zu steigern, daß sie über die Vorschriften des Gesetzes hinaus fromme Werke, wie Almosengeben, Beten und Fasten, taten und sich bei ihrer Ausübung gern in der Öffentlichkeit zeigten. Sie brauchten das Volk, um von ihm gepriesen zu werden, aber verachteten es um seiner mangelhaften Gesetzesbeobachtung willen und sprachen ihm die Seligkeit ab.

Neben Tempel und Gesetz gab es noch ein Drittes, das alle Juden einte. Das war die Hoffnung auf den Messias. In der Meinung des Volkes war dieser ein König aus Davids Stamm. Aber jetzt, wo man ohnmächtig darniederlag, konnte man sich die Aufrichtung seines Reiches nicht mehr in natürlich-geschichtlicher Entwicklung, sondern nur durch ein Wunder denken. Und wunderbar malte man sich seine Herrschaft aus. Nachdem er das Römerreich zerschlagen hätte, würde Jerusalem der Mittelpunkt der Erde werden, und die Israeliten würden von allen Enden der Erde zusammenströmen, um an der Herrlichkeit des Reiches teilzunehmen. Die Heiden aber würden sich unterwerfen oder untergehen. Bei den gebildeten Juden war diese Hoffnung vergeistigt. Da war es nicht bloß das Römerreich, sondern das ganze Weltall, das zum Untergang reif war, der Messias nicht ein irdischer König, sondern der „Menschensohn“, der aus den Wolken des Himmels kam, sein Kampf galt nicht dem römischen Weltreich, sondern den finsternen Mächten des Satans. Und das Ende war nicht ein neues jüdisches Weltreich, sondern je nach den Taten des Menschen Paradies und Hölle. Mochten die Vorstellungen aber im einzelnen verschieden sein, in der Messiaserwartung selbst waren sie sich einig. Und wenn einer mit der Predigt auftrat: „Das Reich ist nahe herbeigekommen“, wie Johannes der Täufer, so strömten Gebildete und Ungebildete von fern und nah zusammen.



Biblische Geschichten
des Neuen Testaments.

Geschichten aus dem Leben Jesu.

für die Grundschule.

I. Die Jugend Jesu.

1. Die Ankündigung der Geburt des Heilandes.

Gott sandte einen Engel zu einer Jungfrau in der Stadt Nazareth, die hieß Maria. Sie war verlobt einem Manne mit Namen Joseph. Der Engel kam zu ihr hinein und sprach: „Gegrüßet seist du, Holdselige!“ Da erschraf Maria. Der Engel aber sagte zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria; du hast Gnade bei Gott gefunden. Du wirst einen Sohn bekommen, der soll Jesus heißen. Er wird sein Volk selig machen und wird Gottes Sohn genannt werden. Da sprach Maria: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast!“ Und der Engel schied von ihr.

2. Die Geburt des Heilandes.

Es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde, und jedermann ging in seine Stadt, daß er sich schätzen ließe. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth mit Maria, seinem vertrauten Weibe, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er aus dem Geschlechte Davids war. Als sie daselbst waren, gebar Maria ihren ersten Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

Es waren aber Hirten in derselben Gegend auf dem Felde; die hüteten des Nachts ihre Herde. Da trat des Herrn Engel zu ihnen, und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach: „Fürchtet euch nicht! Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habet zum Zeichen: „Ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Als bald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen; die lobten Gott und sprachen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Als die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: „Laßt uns nach Bethlehem gehen und die Geschichte sehen, die uns der Herr kundgetan hat!“ Sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegend. Als sie es gesehen

hatten, erzählten sie alles, was zu ihnen von diesem Kinde gesagt war. Alle, die es hörten, wunderten sich über die Rede der Hirten. Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. Danach kehrten die Hirten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten.

3. Jesu Darstellung im Tempel.

Als acht Tage um waren, wurde das Kind Jesus genannt, wie der Engel es gesagt hatte. Danach aber brachten Maria und Joseph das Kind nach Jerusalem, um es dem Herrn darzustellen, und brachten das Opfer, das im Gesetz geboten ist, ein paar Turteltauben oder zwei junge Tauben.

Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon. Der war fromm und gottesfürchtig. Ihm war von Gott gesagt worden, er sollte den Tod nicht sehen, als bis er zuvor den Heiland gesehen hätte. Der kam in den Tempel. Und da die Eltern das Kind in den Tempel brachten, nahm er es auf seine Arme und lobte Gott und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel. — Sein Vater und seine Mutter wunderten sich über das, was von ihm geredet wurde.

4. Die Weisen aus dem Morgenlande.

Als Jesus geboren war, kamen Weise vom Morgenland nach Jerusalem und sprachen: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern im Morgenland gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Da das der König Herodes hörte und mit ihm ganz Jerusalem, ließ er alle Hohenpriester und Schriftgelehrten versammeln und erforschte von ihnen, wo Christus geboren werden sollte. Sie sagten: „Zu Bethlehem im jüdischen Lande.“ Denn also steht im Propheten Micha geschrieben: „Du, Bethlehem im jüdischen Lande, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judas, denn aus dir soll mir der Herzog kommen, der über mein Volk Israel ein Herr sei.“

Da berief Herodes die Weisen heimlich und forschte mit Fleiß, wann der Stern erschienen wäre. Dann wies er sie nach Bethlehem und sprach: „Zieheth hin und forschet fleißig nach dem Kindlein! Wenn ihr's findet, so sagt mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete.“ Als die Weisen den König gehört hatten, zogen sie hin. Aber der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis er über dem Hause stand, wo das Kindlein war. Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut. Sie gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Dann taten sie ihre Schätze auf und schenkten

ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe. Aber Gott befahl ihnen im Traum, daß sie nicht wieder zu Herodes zurückkehren sollten. Da zogen sie auf einem andern Wege in ihr Land.

Als die Weisen hinweggezogen waren, erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traum und sprach: „Stehe auf, nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir, flieh nach Aegyptenland und bleib da, bis ich dir's sage! Denn Herodes wird das Kindlein suchen, es umzubringen.“ Da entwich Joseph mit dem Kindlein und seiner Mutter bei der Nacht nach Aegypten und blieb dort bis nach dem Tode des Herodes.

Da Herodes sah, daß er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und ließ alle Kinder zu Bethlehem töten, die zweijährig und jünger waren.

Als aber Herodes gestorben war, erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traum und sprach: „Nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und zieh hin in das Land Israel! Sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben standen.“ Joseph tat, wie ihm der Engel befohlen hatte, und zog nach der Stadt Nazareth im galiläischen Lande.

5. Der zwölfjährige Jesus im Tempel.

Jesu Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem auf das Osterfest. Als Jesus zwölf Jahre alt war, gingen sie auch hinauf und nahmen ihn mit. Da aber die Tage des Festes vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb das Kind Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wußten es nicht. Sie meinten, er wäre unter den Gefährten, kamen eine Tagesreise weit und suchten ihn unter den Freunden und Bekannten. Da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.

Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Aber alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten. Als die Eltern ihn sahen, entsetzten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Er aber sprach zu ihnen: „Warum habt ihr mich gesucht? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Sie verstanden aber das Wort nicht.

Danach ging er mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen untertan. Seine Mutter aber behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

II. Jesus als Freund und Helfer der Menschen.

1. Jesus segnet die Kinder.

Sie brachten Kindlein zu Jesu, daß er sie anrührte. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen. Da es aber Jesus sah, ward er unwillig und sprach zu ihnen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Und er herzte sie und legte seine Hände auf sie und segnete sie.

2. Die Hochzeit zu Kana.

Es war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Da es an Wein gebrach, sprach die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben nicht Wein.“ Jesus antwortete: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Seine Mutter sprach zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“

Es waren daselbst sechs steinerne Wasserkrüge. Jesus sprach zu den Dienern: „Füllt die Wasserkrüge mit Wasser!“ Sie füllten sie bis oben an. Da sprach er zu ihnen: „Schöpft nun und bringt es dem Speisemeister!“ Und sie brachten es. Da aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wußte, woher er kam, rief er den Bräutigam und sprach zu ihm: „Jedermann gibt zuerst guten Wein und alsdann den geringeren; du aber hast den guten Wein bisher behalten.“

Das ist das erste Zeichen, das Jesu tat. Er offenbarte zu Kana seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

3. Petri Fischzug.

Es begab sich, daß sich das Volk zu dem Herrn drängte, um das Wort Gottes zu hören. Und er stand am See Genesareth und sah zwei Schiffe am See stehen; die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze. Da trat er in eins der Schiffe, welches Simon gehörte, und bat ihn, daß er's ein wenig vom Lande führe. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe.

Als er zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: „Fahrt auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut!“ Simon antwortete ihm: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Da sie das taten, fingen sie eine große Menge Fische, und ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gesellen, die im andern Schiffe waren, daß sie kämen und hülften ihnen ziehen. Sie kamen und füllten beide Schiffe so voll, daß sie sanken.

Jeder Schwur ist ein Schwur bei Gott, ob man dabei seinen Namen gebraucht oder nicht, und ist darum zu halten. Unter ehrlichen Menschen aber leistet ein bloßes Ja oder Nein dasselbe. Wo viel geschworen wird, traut man einander Ables zu.

Lies Mtth. 5, 33—37.

Während die Pharisäer nur zu ihresgleichen nachsichtig und freundlich sind, soll der Jünger Jesu dieses Verhalten sogar auf den wirklich Bösen (Luther: Übel) ausdehnen, also auch da nicht zur Klage schreiten, wo man offensichtlich beleidigt wird, dem mißtrauischen Gläubiger bereitwilligst die letzten Pfänder hergeben, jedem Reisenden ohne Unterschied der Person über Pflicht und Bitte hinaus das Sicherheitsgeleit geben und dem bedrängten Nachbarn aushelfen, ohne zu fragen, ob man sein Geld oder Gerät auch wirklich wieder bekommt.

Lies Mtth. 5, 38—42.

Der letzte Prüfstein für alle Gesetzeserfüllung besteht darin, ob man seine Liebesgesinnung auch auf den gehässigsten Gegner auszudehnen vermag. Gott unterscheidet ja auch nicht zwischen Bösen und Guten bei seinen Liebestaten. Man muß nicht in der bequemen Weise der Sünder, sondern in der vollkommenen Art Gottes gütig sein.

Lies Mtth. 5, 43—48.

Die bessere Frömmigkeit. Almosengeben, Beten und Fasten gehörten nicht zu den Gesetzespflichten, sondern galten als freiwillige Leistungen, für die man besonderen Gotteslohn erwartete (vergl. den Pharisäer im Gleichnis). Das Gemeindegebet, das für eine bestimmte Tagesstunde vorgeschrieben war, verrichtete man am liebsten in dem Tempel oder der Synagoge. Die Pharisäer ließen sich nun von der Gebetsstunde gerne dann überraschen, wenn sie gerade an einem offenen Orte standen, um ihre Frömmigkeit zu zeigen. Und in ähnlicher Weise trugen sie ihr Almosen und Fasten öffentlich zur Schau.

Echte Barmherzigkeit, sagt Jesus, erspart dem Bedürftigen die Peinlichkeit, öffentlich ein Almosen zu erhalten, und gibt so, daß nicht einmal der vertrauteste Freund etwas davon erfährt. (Im Orient ist die linke Hand ein Bild für den Herzensfreund.) Wem die Zwiesprache mit Gott inneres Bedürfnis ist, sucht um die Stunde des Gemeindegebets nicht gerade die sichtbarste Stelle in der Synagoge auf, sondern betet am liebsten in einem stillen Winkel und trägt ohne viel Worte sein Anliegen vor den Allwissenden. Man betet am besten nach der Weise des Vaterunsers d. h. man naht Gott mit dem Vertrauen, aber auch der Ehrfurcht eines Kindes (Anrede), stellt eigene Wünsche zunächst zurück und Gottes Sache voran (die ersten drei Bitten), begehrt von Irdischem nur das Notwendige für den Tag (vierte Bitte), bemüht sich aber desto mehr darum, daß Gott die durch eigene Schuld

gestörte (fünfte Bitte) und durch künftige Versuchungen gefährdete (sechste Bitte) Gottesgemeinschaft wieder herstellt und erhält, indem er uns nicht dem Bösen überläßt, sondern aus ihm herausrettet (sieben Bitte). Dabei zeigt die eigene Vergebungsbereitschaft, ob unsere Buße ehrlich gemeint und der Gnade Gottes würdig ist. Das Fasten soll den Willen stärken, damit man die eigenen Begierden beherrscht, und wird durch Schaustellung unwirksam.

Lies Mtth. 6, 1—18.

Die Gefahr des Aufgehens im Irdischen. Die eine Gefahr ist das Aufhäufen von toten Schätzen. Es ist töricht, da diese ungenutzt schwinden oder höchstens das Verlangen der Diebe reizen. Aber es ist zugleich gefährlich, da man sein Herz an solche Dinge hängt, dann den gesunden Blick für das, was der Seele nützt, verliert und durch den Verlust des inneren Sehvermögens in finsternes Verderben gerät. Man verkauft sein Ich an das Geld und wird ein Sklave seiner Gier, ist dann aber für Gott verloren. Denn Gott und dem Mammon kann man zu gleicher Zeit nicht dienen.

Lies Mtth. 6, 19—24.

Ebenso bedenklich ist die Sorge. Sie ist der Tribut, den der Arme dem Mammon zu bezahlen pflegt. Und doch sollte er sein Herz nicht mit ihr belasten. Wenn Gott das Leben und den Leib gab, wird er auch noch Kleidung und Speise spenden. Er gibts ja den Vögeln und Pflanzen, obwohl diese nicht einmal zu arbeiten und vor auszudenken verstehen wie der Mensch. Auch steht die Dauer unseres Lebens in Gottes Hand, und durch Sorge vermag man es nicht um einen Tag zu verlängern. Man sollte doch etwas mehr Vertrauen zu der Vatergüte Gottes haben und das Herz nicht dauernd mit Kummer belasten, sondern das Aufgehen in solchen Dingen den Heiden überlassen. Würde man sich dagegen um die hohen Ziele des Gottesreiches und seiner Gerechtigkeit bemühen, dann würde man erkennen, daß es auch ohne Sorgen geht und sich den kommenden Tag durch Traurigkeit nicht noch schwerer machen.

Lies Mtth. 6, 25—34.

Der Weg der Liebe und Entsagung. Die bekannte Lieblosigkeit der Pharisäer, andere schnell zu verurteilen, zieht die gleiche Strenge Gottes bei der Beurteilung der eigenen Person nach sich. Damit ist nun freilich nicht der Versuch verboten, den irrenden Bruder zurechtzuweisen. Soll das aber mit Liebe geschehen, so muß man zuerst die eigenen Fehler abgelegt haben. Sonst bleibt man vor hochmütiger Selbsttäuschung nicht bewahrt. Doch hat dieses Zurechthelfen seine Grenzen. Es gibt Unverbesserliche, die den Hunden und Schweinen gleichen. Wie diese sich dem Ausgespieenen wieder zuwenden oder nach der Reinigung sich wieder im Kot wälzen, so fallen solche Leute immer wieder in die Sünden zurück, die sie eben abgelegt hatten, verfolgen dann aber um so wütender den lästigen Mahner.

Lies Mtth. 7, 1—6.

Es ist aber schwer, im gegebenen Augenblick die richtige Entscheidung zu treffen, ob man dem Nächsten zurechthelfen soll oder nicht. Dazu muß man sich von Gott den heiligen Geist erbitten. Der wird sich solcher Bitte nie versagen, da es das Beste ist, um das man ihn bitten kann; und es pflegt ja schon der sündige Mensch das gute Anliegen seines Kindes nicht abzuweisen. In jedem Falle aber kann eine ganz einfache Regel den Weg der Liebe weisen. Lies Mtth. 7, 7—12 (vgl. Lk. 11, 13).

Aber der Weg der Liebe ist entsagungsreich. Das Ausgangstor der Demut ist unbequem, und der Weg der Liebe ist schmal und gestattet kein Ausweichen; er wird deshalb ungern beschritten, während das Tor und der Weg der Selbstgerechtigkeit einladend und bequem ist und deshalb trotz des bösen Endes viel Anklang findet. Darum wird auch nicht jeder Jünger Jesu zu dieser Selbstverleugnung bereit sein. Viele, die nach außen das Unschuldskleid des Apostels tragen und predigen, heilen und Zeichen tun, werden in Wirklichkeit auf Raub ausgehen. Untrüglich aber erkennt man den wahren und falschen Propheten daran, ob er zu uneigennütigen Liebestaten fähig ist oder aus seinem Ansehen bei den Menschen persönliche Vorteile zieht. Lies Mtth. 7, 13—23.

Nur wenn man die Weisungen der Bergpredigt in die Tat umsetzt, also Gnade sucht, Liebe übt und entsagen lernt, entsteht ein Lebensbau, der allen Schicksalsstürmen standhält. Wenn man aber mit ihnen nicht vollen Ernst macht, sondern sein Wenn und Aber dazusetzt, wo sie unbequem werden, dann ist in der Not oder Versuchung der Zusammenbruch des Lebens unausbleiblich. Lies Mtth. 7, 24—27.

Die Rede Jesu übte eine gewaltige Wirkung aus. Denn er sprach überzeugend und mit dem unerbittlichen Ernst eines Mannes, der die Vollmacht dazu von Gott erhalten hatte. Auch waren die Wege, die er wies, den Vorschriften der Schriftgelehrten entgegengesetzt.

Lies Matth. 7, 28—29.

IV. Gespräche Jesu.

1. Das Gespräch mit Nikodemus.

Nikodemus gehört nicht wie die Jünger zum einfachen Volk Galiläas, sondern stammt aus den vornehmen Kreisen der Hauptstadt. Aber er ist ein halber Mensch. Er fühlt sich zu Jesus hingezogen, aber nun offen zu ihm zu gehen, wagt er vor seinen Jüngern nicht; er kommt in der Nacht. Auch sind es nur die Zeichen und Wunder, die es ihm angetan haben. Aus ihnen entnimmt er, daß Jesus ein gottbegnadeter Lehrer sein müsse. Aber er hat noch nicht den echten Glauben, der in innerer Herzensnot die von

Gott angebotene Gnade ergreift und sonst keine Rücksicht kennt. Jesus weiß, was ihn treibt. Er möchte ins Reich Gottes gelangen und hofft von Jesus einige Verhaltungsmaßregeln zu erhalten; aber er geht an dem vorüber, worauf es gerade dem Herrn ankommt, nämlich daß sich in seinem Innern eine völlige Umwälzung vollzieht. Der Selbstgerechte muß zum geistlich Armen, der auf eigene Ehre bedachte Fleischesmensch zum Geistesmenschen werden, der allein nach Gott fragt. Deshalb schneidet der Herr ihm seine Rede ab und reißt ihn mit seinem feierlichen Wort: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du mußt neu aus Gott geboren werden“ aus seiner Halbheit heraus. Das versteht Nikodemus nun freilich nicht. Deshalb wird es ihm deutlicher gesagt. Es handelt sich um die von der Johannestaufer her bekannte Reue des Herzens und das durch den Geist Gottes gewirkte gläubige Ergreifen seiner Gnade. Dieses Wirken des Geistes ist wie das Wehen des Windes. Auch der natürliche Mensch kann seine Wirklichkeit an den Wiedergeborenen sehen, aber das Woher und Wohin bleibt ihm geheimnisvoll, weil es von Gott kommt und zu Gott führt. So ist die Neugeburt ein irdisches Ding und an den Jüngern sichtbar geworden. Aber wenn Nikodemus sie trotzdem nicht begreifen kann, so wird er noch viel schwerer verstehen können, worauf sie beruht. Sie kommt aus dem Glauben an die himmlische Sendung des Gottessohnes. Man muß es erkannt haben, daß allein Gottes große Liebe den Heiland schickt und sterben läßt, um uns verlorene Menschen zu sich zu ziehen, dann wird man ein neuer Mensch, den Gottes Liebesgeist treibt. Und wie zur Zeit des Mose den vom Schlangengift vergifteten Israeliten ein Blick auf die aufgerichtete eherne Schlange das Leben wiedergab, so verhilft dem Sünder das gläubige Aufschauen zum Kreuze Christi zum ewigen Leben.

Lies Joh. 3, 1—16.

2. Das Gespräch mit der Samariterin.

Es ist eine Stätte, reich an frommen Erinnerungen, an der Jesus sich auf einer Wanderung durch Samaria um die heiße Mittagsstunde niederläßt. In dieser Gegend hatte Abraham auf seinem Zuge durch Kanaan zum ersten Male haltgemacht und Gott geopfert. Hier hatte Jakob einst einen Acker von den Kanaanitern gekauft, auch wurde hier das Grab Josephs gezeigt, und die tiefe Zisterne, neben der Jesus saß, war auch von Jakob angelegt. Es waren Erinnerungen, welche die Juden und Samariter hätten einigen müssen. Und doch verkehrten beide Völker infolge der Vorurteile ihrer Religionen nicht miteinander. Jedes von beiden glaubte allein von Gott erwählt zu sein, der Jude hielt den Berg Zion, der Samariter den Garizim für den rechten Ort der Anbetung, jenem wehrte sein Hochmut, diesem die Eifersucht, zu gemeinschaftlicher Anbetung zu gelangen. Immerhin stand die Gottesverehrung der Juden dank des längeren Wirkens der

Propheten auf höherer Stufe. Jesus allein teilt alte Vorurteile nicht; denn er kennt einen Gott, der für alle Menschen da sein will, und eine Anbetung, die sich nicht an den Ort und den überlieferten Brauch bindet, sondern dem freien Geistesverkehr eines Kindes mit seinem Vater gleicht. Darum kann er das samaritanische Weib, das Wasser aus dem Brunnen schöpfen will, auch als Jude um einen Trunk bitten. Die aber zeigt sich in Aberglauben befangen. Zuerst meldet sich bei ihr der Gegensatz gegen den Andersgläubigen. Und als ihr Widerspruch und Zweifel in dem Verlangen nach einem Quellwasser, das ihren Durst für immer löscht, untergegangen ist, kommt sie wieder aus irdischen Bedürfnissen nicht heraus und kann nicht begreifen, daß Jesus mit dem Lebenswasser den Durst der Seele stillen will. Sie muß erst daran erinnert werden, daß irdischer Lebensdurst sie nur von Enttäuschung zu Enttäuschung bis hin zur Schande geführt hat. Denn wenn sich fünf Männer von ihr haben scheiden lassen, so muß das zum größten Teil in ihrem Mangel an ernster Lebensauffassung seinen Grund gehabt haben. Da sie sich von einem Propheten erkannt sieht, beginnt endlich bei ihr das Suchen nach Gott, aber noch in der gebundenen Art ihres Volkes. Die Frage nach dem Ort der Anbetung steht ihr voran. Da wird ihr gesagt, daß es allein auf die Art des Gottesdienstes ankommt. Die wahre Gottesverehrung ist die geistige. Gott ist allumfassender Geist und sucht allein den Geist im Menschen. Und zwischen Geistern geht der Verkehr rein innerlich von Herz zu Herz. Noch ist das Weib verwirrt von dieser freien Gottesauffassung, die Völkerunterschiede und andere Schranken niederreißt, und hofft vom kommenden Messias genauere Aufklärung. Da erfährt sie aber von Jesus, daß er selbst es sei. Sie glaubt und holt die Leute aus der Stadt. Die gehen zu ihm, und durch seine Worte werden auch sie gläubig.

Lies Joh. 4, 4—26, 28—30, 39—42.

Aus dem apostolischen Zeitalter.

I. Die Stiftung und Ausbreitung der christlichen Gemeinde im jüdischen Lande.

Die Ausgießung des heiligen Geistes. Verzweifelt über den Zusammenbruch des Wirkens Jesu und voller Furcht waren die Jünger nach der Verurteilung des Herrn auseinandergestoben. Die Erscheinungen des Auferstandenen aber hatten ihnen die Gewißheit gegeben, daß auch der Kreuzestod Gottes Wille gewesen war; ihr persönliches Glaubensleben war wieder erneuert und hatte sie zusammengeführt. Nun aber lag die neue Aufgabe der Volksmission vor ihnen. Dazu mußten sie ihr Volk an das Verbrechen erinnern, das es an dem Gottessohne begangen hatte, und zugleich den Glauben an ihn wecken. Sie wagten es nicht ohne das verheißene Zeichen ihres erhöhten Herrn und warteten auf den Empfang des Geistes. Es war am Tage des Wochen- oder Pfingstfestes, an dem die Juden aus allen Landen zum Tempel strebten, um für die Gesetzgebung am Sinai und die Getreideernte zu danken, da kam der Geist über die Jünger und erfüllte ihr Inneres mit dem Sturm und heiligen Feuer der Begeisterung. So traten sie unter die Menge, und die Zuhörer spürten aus ihren verzückten Worten, daß der Geist Gottes durch sie redete. Nur einige Spötter verstanden diese Sprache nicht und hielten ihr Gebaren für Trunkenheit. Da begann Petrus als der Führer der Jüngerschar ihnen mit klaren Worten auseinanderzusetzen, woher dieses ungewöhnliche Verhalten käme. Dann aber wandte er sich den Hörern selbst zu, hielt ihnen die Schuld des Volkes am Tode des erhöhten Herrn vor Augen und verhiess ihnen, da sein Bußruf zündete, mit der Taufe auf den Namen Christi Sündenvergebung und Geistesempfang.

Sies Apostelgesch. 2, 1—17, 22—24, 36—38.

Das Leben der Urgemeinde. Die sich taufen ließen, schlossen sich zu einer Gemeinde zusammen. So wurde das Pfingstfest der Entstehungstag der christlichen Kirche. In ihren Versammlungen erhielten die Apostel durch Predigt und Abendmahlsfeier das Andenken des Herrn dauernd wach. Diesem Wirken verdanken wir den Inhalt unserer vier Evangelien. Die Gläubigen verbanden sich ferner zu einer immer engeren Liebesgemeinschaft, die sogar so weit ging, daß man die Habe zusammentrug und nach Bedarf austeilte. Das erwies sich später als ein großer Fehler, da die Gemeinde schließlich völlig verarmte. Von den Juden unterschied

sich die Urgemeinde sonst nicht, sondern man ging in gewohnter Weise auch zum Tempel. Darum nahmen die Juden aber auch an ihnen zunächst keinen Anstoß.

Lies Apg. 2, 41—47.

Die Apostel vor dem Hohen Rat. Erst das Aufsehen, das durch die Heilung eines Lahmen und die Predigt des Petrus beim Tempel verursacht wurde, brachte die Apostel vor den Hohen Rat. Aber trotz des mutigen Bekenntnisses des Petrus zu dem Herrn wagte das Gericht es doch nicht, ihnen das Schicksal Jesu zu bereiten, sondern machte nur den vergeblichen Versuch, die Apostel einzuschüchtern.

Lies Apg. 3, 1—11; 4, 1—8, 10—21.

Die Steinigung des Stephanus. Da die Urgemeinde immer mehr Anhänger auch unter griechisch redenden Juden fand, mußten Almosenpfleger angestellt werden, um die mittellosen Witwen gerecht zu versorgen. Einer von diesen, Stephanus, ein hochbegabter Mann, hatte in Streitgesprächen mit Juden aus dem römischen Reiche behauptet, daß durch das Kommen Jesu der Tempel und das Gesetz für die Zukunft ihre Bedeutung verloren hätten. Dafür wurde er vor den Hohen Rat gebracht. Als er aber hier den Juden ihre Sünden an den Propheten und an Jesus vor Augen hielt und gläubig zu seinem erhöhten Herrn im Himmel aufblickte, versetzte er die Oberen in Wut. Man stieß ihn zur Stadt hinaus und steinigte ihn. Es wurde der erste Märtyrer der christlichen Kirche. Mit besonderer Freude hatte ein Jüngling mit Namen Saulus seinen Tod mitangesehen. Es war der künftige Heidenapostel. Auch bei der Christenverfolgung, die sich nun anschloß, war dieser gleichfalls einer der Eifrigsten. Aber die Flucht der Christen hatte den Erfolg, daß die neue Lehre sich in den Nachbarländern ausbreitete.

Lies Apg. 6, 1—5 a, 8—15; 7, 51—59; 8, 1—4.

Die erste Heidentaufe. Auch Petrus hatte sich auf eine Missionsfahrt begeben und hielt sich längere Zeit in Joppe auf. Da sollte er zum ersten Mal in seinem Leben die Predigt vom Heil in Christo zu einem Heiden tragen. Unter der Besatzung des römischen Landpflegers in Cäsarea war ein heidnischer Hauptmann, der sich schon früher dem jüdischen Glauben angeschlossen hatte. Der begehrte von Petrus im christlichen Glauben unterwiesen zu werden. Durch ein Gesicht war Petrus zuvor von seinem jüdischen Vorurteil gegen die Heiden geheilt worden. Im Hause dieses Hauptmanns erlebte er nun, wie die Predigt vom Leben, Sterben und Auferstehen des Heilandes großen Glauben unter den Heiden weckte. Es gab aber in der Urgemeinde in Jerusalem engherzige Leute, die ihm das trotz seines Erfolges verargten. Die gleichen Menschen suchten auch später die Arbeit des Heidenapostels Paulus zu stören.

Lies Apg. 10, 1—27, 34—41, 44—45; 11, 1—3.

Das weitere Schicksal der Urgemeinde und der Ur apostel. Als Herodes Agrippa König über ganz Palästina wurde, ließ er den Zebedäussohn Jakobus den Juden zuliebe hinrichten. Da auch Petrus verfolgt wurde, mußte dieser zeitweise Jerusalem verlassen. An seiner Stelle übernahm fortan Jakobus, der Bruder des Herrn, die Leitung der Gemeinde. Da er mit seinem Glauben an Jesus Gesetzkstreue verband, wurde er der Gerechte genannt. Wir haben im Neuen Testament einen Brief von ihm an die Judenchristen im Römerreiche. Voll sittlicher Strenge mahnt er sie, sich in den Anfechtungen und Versuchungen der Zeit zu bewähren, durch Barmherzigkeit Täter des Worts zu werden und durch solche Werke zu beweisen, daß ihr Glaube lebendig sei. Aus Jerusalem ging er nicht fort, weil er die Gewinnung der Juden als seine Aufgabe ansah. Diese aber wurden immer erbitterter gegen sein Wirken und stürzten ihn schließlich von der Jinne des Tempels herab (61 n. Chr.).

Lies Jak. 1, 12—15, 22, 27; 2, 17.

Petrus widmete sich zunächst gleich Jakobus der Befehrung der Juden. Darum blieb auch er in den ersten Jahrzehnten in Jerusalem und unternahm nur kürzere Missionsfahrten, vielleicht um dem jüdischen Teil der Christengemeinden zu dienen. Aber die Halsstarrigkeit seines Volkes muß ihn schließlich der Arbeit unter den Heiden zugeführt haben. Denn der erste Petrusbrief, aus Babylon (= Rom) geschrieben, ist an heidenchristliche Gemeinden in Kleinasien gerichtet. Ähnlich wie Paulus es in seinen Briefen auch tut, stellt er ihnen die Größe der Christenhoffnung vor Augen, damit sie den Haß der heidnischen Umwelt ertragen lernen, und ermuntert sie, Gott für das Erlösungswerk Christi und für ihre Erwählung an Stelle des Judentums (Gleichnis von den bösen Weingärtnern) dadurch zu danken, daß sie in allen Stücken einen vorbildlichen Wandel führen. Bei der Christenverfolgung des Kaisers Nero in Rom (64 n. Chr.) wurde er gekreuzigt. Im Kerker, so erzählt eine Legende, erfaßte ihn so heftige Furcht vor den kommenden Qualen, daß er zu fliehen beschloß. Schon hatte er die Tore Roms hinter sich, da begegnete ihm der Herr, sah ihn traurig an und ging stumm vorüber. „Wo gehst du hin?“ rief ihm Petrus nach. „Ich gehe nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen,“ war die Antwort. Da kehrte der Apostel voll Scham um und bat, mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt zu werden. Denn er fühlte sich nicht wert, seinem Herrn im Tode zu gleichen.

Lies 1. Petr. 1, 3 f, 18 f; 2, 9, 12.

Johannes verließ gleichfalls in späterer Zeit Palästina und wurde Vorsteher der Gemeinde zu Ephesus. Als Greis war er von dem Kaiser Domitian auf die Insel Patmos verbannt worden. Nach dessen Tode kehrte er zurück und lebte als treuer Hirte seiner Gemeinde noch eine Reihe von Jahren, bis er, hundert Jahre alt, eines natürlichen Todes starb. Der erste

Johannesbrief mahnt seine Leser, wahrscheinlich kleinasiatische Christen, als die Kinder des Lichts nicht der Liebe zur Welt zu verfallen, sondern Gott für die Sendung seines Sohnes durch Gegen- und Nächstenliebe zu danken.

Lies 1. Joh. 2, 15—17; 4, 9, 16, 19—21.

Wegen der Grausamkeiten der römischen Regierung drohte ein jüdischer Aufstand auszubrechen; das veranlaßte die Urgemeinde zur Flucht nach der Bergstadt Pella im Ostjordanlande. Dadurch entging sie zwar den Greueln der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.), aber ihre Führerrolle in der Christenheit war für immer verlorengegangen. Doch das Christentum selbst war gesichert. Im weiten römischen Reiche waren in großen und kleinen Städten blühende Gemeinden entstanden. Das war das Werk des Heidenapostels Paulus gewesen.

II. Der Apostel Paulus und die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden.

1. Der Werdegang des Apostels Paulus.

Das Meiste, was wir über den Lebensgang des Apostels Paulus wissen, stammt aus der Apostelgeschichte. Sie will uns aber in der Hauptsache die erste Ausbreitung des Christentums schildern und führt uns deshalb aus seinem Leben nur die Zeit von seiner Befehrung bis zu seiner Ankunft als Gefangener in Rom vor Augen. Wollen wir mehr von ihm erfahren, müssen wir uns aus seinen Briefen einzelne verstreute Bemerkungen über sein Leben zusammenstellen.

Er gehörte zu dem Stamme Benjamin, aus dem einst der erste König Israels hervorgegangen war, und trug auch dessen Namen Saul. Da er das römische Bürgerrecht besaß, hatte er auch einen römischen Namen, Paulus. Seine Heimatstadt, Tarsus in Cilicien, lag an einer bedeutenden Handelsstraße und war die Stelle, wo die griechische Welt Kleinasien mit dem orientalischen Syrien zusammenstieß und der Verkehr beide Völkerarten in dauernde Berührung brachte. So lernte er von Jugend an die Sprache und Denkweise der Menschen kennen, unter denen er später als Missionar wirken sollte, der Juden und der Griechen. Wohlhabend war er nicht, sondern verdiente später als Handwerker seinen Unterhalt durch Zeltweben. Dabei hatte er einen schwächlichen Körper, ihn quälte eine lästige Krankheit und ein Augenleiden; aber in dem kranken Leibe lebte ein starker Wille.

Durch die Einflüsse des Elternhauses war dieser zunächst auf das Gesetz der Väter gerichtet. Vielleicht schon als Knabe, vielleicht erst als Jüngling kam er nach Jerusalem, um dort zu den Füßen des berühmten Gamaliel die Schriftgelehrsamkeit zu studieren. Wahrscheinlich erlebte er dort auch das Auftreten Jesu in der Hauptstadt und sah sein Leiden und Sterben; sicherlich aber erfuhr er über das Leben und Wirken des Heilands in der Schule durch seine Lehrer genug. Denn man hatte ja einst aus Jerusalem Schriftgelehrte nach Galiläa geschickt, um Jesus zu bekämpfen. Natürlich lernte er ihn mit den Augen des Pharisäers sehen und hassen und erblickte in dem Kreuzestod die gerechte Strafe für den falschen Messias. Als nun aber die Apostel anfangen, sogar den Gekreuzigten als den Gottgesandten zu verkündigen, erschien ihm dies Verhalten als das größte Urgernis. Die Steinigung des Stephanus gab ihm Gelegenheit, die Christen zu verfolgen. Er ließ sich sogar Vollmachten geben, sie auch außerhalb Judäas in Damaskus zu verhaften.

Wie es damals in seinem Innern aussah, wird uns nirgends erzählt. Aber sein Schnauben und Toben bei der Verfolgung der Christen läßt eine friedlose Seele erkennen, und wir vermuten, daß er in seiner Gesetzesgerechtigkeit ebensowenig Ruhe fand, wie später Luther in seiner Möncherei. Jedenfalls gibt er uns im Römerbrief eine lebendige Schilderung vom Elend des Gesetzesmenschen. Lies Röm. 7, 18 f, 22—24.

2. Die Berufung zum Apostel Christi.

Da traf ihn auf dem Wege nach Damaskus sein Geschick. Er sah den Auferstandenen in himmlischer Herrlichkeit und wußte nun: der Gekreuzigte ist Gottes Sohn. Vor dieser Erkenntnis brach der Christenverfolger in sich zusammen. Er war nicht so töricht, wie ein wildgewordenes Jungtier sich gegen den Stachel seines Lenkers zu wehren, sondern beugte sich vor der Hoheit des Auferstandenen und wurde sein Jünger.

Die Befehung des Paulus. Apg. 9, 1—9.

Die tiefe seelische Erschütterung hatte wohl seinen schwachen Körper niedergeworfen und ihn erblinden lassen. Aber wir irren, wenn wir annehmen, daß auch ein seelisch gebrochener Mann nach Damaskus geführt wurde. Wohl hat Paulus seit dem Erlebnis von Damaskus nur mit tiefem Schmerz auf sein vorchristliches Leben zurückblicken können, aber das Bewußtsein, trotzdem von Christus ergriffen worden zu sein, war nun sein höchstes Glück; er blieb fortan im Glauben mit ihm für immer verbunden und fühlte sich als ein neuer Mensch. Nun fiel ihm ein neues Licht auch auf das Kreuz Christi. Nicht Christus war der Verbrecher, sondern die ihn ans Kreuz gebracht hatten; und das waren die Gesetzesstrengen. So hatte Gott also durchs Kreuz die Gesetzesgerechtigkeit gerichtet. Aber er hätte niemals seinen

Sohn sterben lassen, nur um zu zeigen, daß auch die Juden ebensolche Sünder seien wie die Heiden. Nein, er hatte höhere Absichten, als er seinen Sohn die Last und Strafe des Kreuzes tragen ließ, das wir verdient hätten. Er wollte uns wieder zu sich zurückfinden lassen. Darum zeigte er uns seine grundlose Güte und ließ den, der von keiner Sünde wußte, sogar sterben, um uns zu gewinnen. Durch Christus will Gott sich mit uns versöhnen. Nun wußte Paulus, was er zu tun hatte. Er wollte in alle Welt gehen und den Menschen sagen: „Laßt euch versöhnen mit Gott! Wer im Glauben die durch Christus offenbar gewordene Liebe Gottes annimmt, der ist ihm recht und empfängt Vergebung der Sünden und Frieden.“ So übernahm er zugleich mit seiner Bekehrung

das Amt der Versöhnung. Lies 2. Kor. 5, 17—21.

3. Die erste Missionstätigkeit.

Paulus hat sein Christentum und Apostelamt ohne alle menschliche Vermittlung aus der Hand seines Heilandes erhalten. Der Besuch eines Christen Ananias aus Damaskus bestätigte ihm deshalb nur seine Berufung, brachte ihm vor allem aber den Anschluß an die dortige Christenheit und machte es ihm möglich, sofort in Damaskus sein Apostelamt unter den Juden zu beginnen und trotz beginnender Verfolgung in Jerusalem und Cäsarum fortzusetzen.

Der Anschluß des Paulus an die Christenheit und sein erstes Wirken. Apg. 9, 10—30.

Zur Zeit der Steinigung des Stephanus waren Christen aus Jerusalem auch nach Antiochien in Syrien geflohen, hatten dort eine Gemeinde gegründet und auch viele Heiden gewonnen. So war die erste heidenchristliche Gemeinde entstanden. In sie wurde der künftige Heidenapostel geholt.

Der Ausgangspunkt der paulinischen Heidenmission. Apg. 11, 19—26.

Insgesamt vierzehn Jahre blieb Paulus in jener Gegend. Nachdem er zuerst ein Jahr in Antiochia verlebt hatte, wird er wohl in den Städten Syriens Mission getrieben haben. Doch davon erzählt uns die Apostelgeschichte nichts. Genauere Nachrichten gibt sie uns erst von einer größeren Unternehmung am Ende dieser Zeitperiode, der sogenannten ersten Missionsreise, die über Cypern vom Süden bis zur Mitte Kleinasiens führte. Wenn Paulus in eine Stadt kam, ging er immer zuerst in die Synagoge, um den Juden das Heil zu predigen. Falls die aber das Evangelium verachteten, brachte er es den Heiden und gründete unter ihnen Christengemeinden. Dafür verfolgten die ungläubigen Juden den Apostel und suchten auch die Heiden gegen ihn aufzubringen.

Anfeindungen und Erfolge auf der ersten Missionsreise. Apg. 14, 8—11, 14 f, 18—23.

Nach seiner Rückkehr traf Paulus in Antiochia gläubig gewordene Juden aus Palästina. Diese brachten Aufruhr in die Gemeinde, indem sie den Heidenchristen sagten: „Ihr müßt das jüdische Gesetz und jüdischen Brauch halten, sonst erlangt ihr nicht das Heil. Solches Judenthum erschien dem Apostel als Abfall vom Evangelium; denn es richtete das Elend der Gesetzesgerechtigkeit wieder auf. Wohl kann das Gesetz uns wie ein Spiegel unsere Mängel vorzeigen, uns dadurch vor völligem Versinken in Sünde bewahren und die Sehnsucht nach Erlösung in uns wecken. Aber die Kraft zur Überwindung des Bösen gibt dieser harte Zuchtmeister mit seinem bloßen: „du sollst“ uns nicht. Erst wer im Glauben an Christus die Liebe Gottes erfahren hat, der wird der Sünde Herr. Denn ihn treibt die Gegenliebe, er erfüllt als freies Kind Gottes dessen heiligen Willen und braucht kein neues Gesetzesjoch wie ein ungehorsamer Knecht, der seine Freiheit mißbraucht und seiner Fleischeslust nachgeht. Mit aller Eindringlichkeit hat Paulus später der Galatergemeinde, als sie gleichfalls zum Gesetz abzufallen drohte, diese Wahrheit dargelegt, und Luther hat sie den Deutschen wiederholt.

Von der Freiheit eines Christenmenschen. Gal. 3, 23—26; 5, 1; 6, 7 f.

Der Apostel erkannte damals in Antiochia sofort die Gefahr. Die Verfälschung des Evangeliums und der Rückfall ins Judentum hätte der Heidenmission ein Ende bereitet. Darum ging er nach Jerusalem, um die Zustimmung der Urapostel für das gesetzesfreie Evangelium zu erwirken. Er fand bei ihnen Anerkennung, und man überließ ihm die Missionsarbeit unter den Heiden. Zum Dank versprach er für die verarmte Urgemeinde unter seinen Heidenchristen Mittel zu sammeln, und er hat es getreulich erfüllt.

Die Zusammenkunft der Apostel in Jerusalem. Apg. 15, 1—6; Gal. 2, 9 f.

4. Die zweite Missionsreise.

Nun begann Paulus eine großzügige Heidenmission. Auf seiner zweiten Missionsreise zog er mit Silas und dem neugewonnenen Timotheus quer durch Kleinasien bis nach Troas an das Mittelländische Meer. Da er im Traume einen Mazedonier erblickte, der ihm sagte: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“, so wagte er den Übertritt nach Europa. In Philippi, der Hauptstadt Mazedoniens, brachte ihm nicht wie sonst der Haß der Juden, sondern wirtschaftlicher Eigennutz von Heiden Anfeindungen und Gefängnis, aber die Entschlossenheit, mit der er sein Leiden trug, gab seinem Wirken Kraft. Es entstand in der Stadt die Gemeinde, mit der Paulus sein Leben lang aufs herzlichste verbunden blieb. Die römische Behörde in der Stadt aber mußte ihr Unrecht an ihm öffentlich wieder-

gutmachen. Paulus bestand darauf, nicht um eigener Ehre willen, sondern um das Ansehen des Evangeliums nicht schädigen zu lassen.

Paulus in Philippi. Apg. 16, 12—40.

In Thessalonich und Beröa bewirkten wieder die Juden, daß Paulus die hoffnungsvollen Gemeinden vorzeitig verlassen mußte. Er ließ aber vorläufig den Silas und Timotheus zur weiteren Festigung dort und beschwichtigte noch auf derselben Reise die Zweifel der Thessalonicher durch zwei Briefe. Er selbst aber ging nach Athen, der Hauptstadt Griechenlands. Sie genoß den Ruf hoher Gelehrsamkeit; viele kamen hierher, um aus dem Munde der Philosophen Menschenweisheit zu lernen. Aber die Gottesverehrung war hier nicht besser als an anderen Orten der Heidenwelt. Überall standen Tempel und Götterbilder, schöner zwar in ihren Formen als anderswo, aber doch schließlich nur Zeugnisse maßlosen Aberglaubens. Paulus ergrimmte, als er das sah. Da fand er einen Altar, auf dem geschrieben stand: „Dem unbekannten Gott“. An dieser Stelle pflegten die Athener zu opfern, wenn der Stadt ein Unglück drohte, sie aber nicht wußten, welchen ihrer Götter sie zu versöhnen hatten. Paulus erkannte, wie hilflos im Grunde die Frömmigkeit dieser stolzen Menschen war. Darum wollte er ihnen den wahren Gott verkündigen. Er erhielt die Gelegenheit dazu, als die Vertreter zweier Philosophenschulen ihn aufforderten, seine Lehre öffentlich auf dem Gerichtsplatz vorzutragen. „Ihr sucht Gott,“ sagte er, „das sehe ich aus jener Aufschrift auf dem Altar. Aber er ist euch noch unbekannt geblieben, denn sonst würdet ihr ihm nicht Tempel bauen und Speise und Trank opfern, wo er doch der Schöpfer Himmels und der Erde und der Spender alles Lebens ist. Als Lenker der Völker und ihrer Geschicke hat er dem Menschen das Ziel bestimmt, ihn zu suchen und zu finden. Bisher hat Gott den Aberglauben geduldet. Nachdem er sich aber durch Christus offenbart und ihn durch die Auferweckung als seinen Sohn beglaubigt hat, muß jeder umkehren. Denn nun wird jeder einst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft ablegen müssen.“ Aber diese Predigt von der Auferstehung Christi spotteten einige, andere verschoben die Entscheidung aus Bequemlichkeit, und nur sehr wenige wurden gläubig. Eine Gemeinde entstand in Athen nicht.

Paulus in Athen. Lies Apg. 17, 17—19, 22—34.

Von Athen kam er nach Korinth. Das war der bedeutendste Hafen- und Handelsplatz in Griechenland, ein Ort des Reichthums, aber auch des Lasters. Die üblichen Anfeindungen der Juden hinderten nicht, daß er gerade unter der einfachen Bevölkerung Anhang fand und eine blühende Gemeinde gründen konnte. Darum blieb er über 1½ Jahr dort. Auf seiner Rückreise machte er in Ephesus halt. Da man ihn dort zu bleiben bat, er aber zum Fest in Jerusalem sein wollte, versprach er, auf der nächsten

Reise für längere Zeit wiederzukommen. Mit Befriedigung konnte Paulus auf den Erfolg dieser Reise zurückblicken und mit neuen Hoffnungen in die Zukunft schauen.

Paulus in Korinth. Apg. 18, 1—11, 19—23.

5. Die dritte Missionsreise.

Wie versprochen, machte Paulus auf seiner dritten Reise Ephesus zum Mittelpunkt seiner Mission; in der Stadt und der Umgebung konnte er viele bekehren.

Paulus in Ephesus. Apg. 19, 1, 8—11.

Da kamen böse Nachrichten aus Korinth. Dort waren Lehrer aufgetreten, denen das Evangelium von der im Kreuze Christi offenbar gewordenen Liebe Gottes zu schlicht war und die es mit allen möglichen heidnischen Lehren durchsetzten. Sie hatten eine Zahl der Gemeindeglieder angesteckt. In überheblichem Stolz blähten sich diese mit ihrer höheren Erkenntnis auf und nahmen sich Freiheiten heraus, welche die Christen sonst mieden. So beteiligten sie sich sogar an heidnischen Opfermahlzeiten. Und wenn die andern ihnen Vorwürfe machten, ereiferten sie sich über deren Angstlichkeit, trieben ihren Mutwillen mit jenen und machten sich in ungebärdiger Weise über sie lustig. So entstand Erbitterung gegeneinander, man warf sich gegenseitig Rücksichtslosigkeiten vor, jeder dünkte sich besser als der andere.

Unter diesen Umständen schlug in der Korinthergemeinde etwas zum Bösen aus, was sonst hätte Segen stiften können. In ihrer jungen Glaubensfreude hatten die Korinther nämlich Geistesgaben an sich entdeckt. Einige glaubten, in die christlichen Erkenntnisse und Geheimnisse Gottes tiefer eingedrungen zu sein und traten in den Gottesdiensten als Prediger auf, andere hatten die Fähigkeit des Zungenredens, d. h. sie gerieten in die höchste Begeisterung und gaben ihrem inneren Erleben durch verzücktes Stammeln Ausdruck. Wieder andere glaubten wundertätige Kräfte zu besitzen, mit denen sie Krankheiten heilen und andere Taten verrichten könnten. Statt mit all dem nun aber der Gemeinde zu dienen, brüstete sich jeder mit seiner Gabe und suchte sie zu zeigen. So wuchs nur Zwietracht und Unordnung.

Da schrieb Paulus einen Brief an sie und sagte ihnen: ihr strebt nach allen möglichen Gaben, aber die höchste fehlt euch, die christliche Liebe. Ohne sie sind die höchsten Erkenntnisse, Kräfte und Opfer nichts wert. Freilich meidet sie all das Gebaren, mit dem ihr euch gegenseitig reizt, und obwohl sie alle Ungerechtigkeiten haßt und nur das liebt, was wahr und recht ist, erträgt sie alle Kränkungen, weil sie von jedem alles Gute glaubt, für die Zukunft erhofft und geduldig erwartet. Alles ist unvollkommen auf dieser

Welt, auch unser höchstes Wissen und Erkennen. An der einstigen Vollkommenheit gemessen, gleicht dieses dem törichtten Plappern eines unmündigen Kindes und dem undeutlichen Gegenbild in einem gehämmerten Metallspiegel. Und alles Reden darüber vergeht, wenn wir einst das Vollkommene schauen. Bleibend ist zusammen mit unserm Glauben und Hoffen nur die Liebe. Und schließlich ist sie die größte auch unter diesen drei, denn der Glaube wandelt sich einst in Schauen, die Hoffnung in Erfüllung, aber die Liebe bleibt, was sie ist.

Das Hohelied der Liebe. 1. Kor. 13.

Nicht minder schlimm stand es bei den Korinthern um die Auferstehungshoffnungen. Einige glaubten in naiv-sinnlicher Weise an die Wiedererweckung unseres Erdenleibes, das konnten andere sich wieder nicht vorstellen und leugneten deshalb die Auferstehung überhaupt. Da erinnert Paulus sie an die Auferstehung Christi: er ist auferstanden und lebt; das beweisen die vielen Erscheinungen nach seinem Tode. Ohne diese Gewißheit würde unserm Glauben an seine göttliche Sendung die Grundlage fehlen; unsere Hoffnung auf die Ewigkeit würde allen Halt verlieren, und uns bliebe nur das Elend, dem wir Christen auf dieser Erde ausgesetzt sind. Nun aber ist seine Auferstehung die Bürgschaft für die unsere. Wie ein Samenkorn aber erst in der Erde sterben muß, damit eine schönere Pflanze werde, so muß unser Fleisch verwesen, damit wir eine geistige Auferstehung erleben, die nicht mehr wie unser Erdenleib dem Tode unterworfen ist.

Die christliche Auferstehungshoffnung. Lies 1. Kor. 15, 1—8, 12—20; 35 f, 42—44, 50, 53—57.

Die Korinthergemeinde kam nicht zur Ruhe, denn bald wühlten dort fremde Lehrer gegen den Apostel und machten die Gemeinde auffässig. Da schickte Paulus seinen Schüler Titus nach Korinth. Er selbst aber ging sehr bald aus Ephesus fort. Fast drei Jahre hatte er dort gearbeitet; mit den Erfolgen waren aber auch die Anfeindungen gewachsen. So hatte unter anderem ein Goldschmied Demetrius, dem der Apostel durch seine Christenmission den Verkauf kleiner silberner Gözentempel verringert hatte, einen Aufruhr gegen ihn erregt. Der Apostel ging nach Troas und reiste schließlich voller Erwartung auf die Nachricht aus Korinth dem Titus durch Mazedonien entgegen. Dem war es gelungen, die Gemeinde wieder auf die Seite des Paulus zu bringen. Da schrieb dieser mit versöhntem Herzen unsern zweiten Korintherbrief und kam dann selbst nach Korinth, um Abschied zu nehmen. Denn nun sah er sein Werk in den östlichen Mittelmeerlandern als beendet an.

Als neuen Ausgangspunkt seiner Arbeit hatte er sich Rom ausersehen. Dort war infolge des regen Verkehrs der Welthauptstadt mit dem Osten von selbst eine Gemeinde entstanden. Durch einen Brief aus Korinth machte er

sich mit ihr bekannt und suchte sie für sein Evangelium zu gewinnen. Darum faßte er es in diesem Briefe zu einer Predigt vom christlichen Heil zusammen:

Die stolze Heilsbotschaft. Röm. 1, 16.

Die Heilsnotwendigkeit. Röm. 3, 23.

Der Heilsgrund. Röm. 3, 24.

Die Heilsaneignung. Röm. 3, 28.

Die Heilsgüter. Röm. 5, 1; 8, 14—16, 28.

Die Heilsgewißheit. Röm. 8, 31—34, 38 f.

Der Heilsgehorsam. Röm. 12, 12, 15, 19 f; 13, 1, 10.

6. Das Ende des Apostels.

Paulus kam wohl nach Rom, aber als Gefangener. Von Korinth hatte er nach Jerusalem fahren wollen, um die in seinen Gemeinden gesammelten Liebesgaben der Urgemeinde zu überbringen. Auf der Reise dorthin hatte er sich die Ältesten von Ephesus nach Milet bestellt und voll trüber Ahnungen herzlichen Abschied genommen. Im Tempel zu Jerusalem war er von erbitterten Juden aus Asien erkannt und wäre von ihnen totgeschlagen worden, wenn die römische Wache ihn nicht in Schutzhaft genommen hätte. Zur Sicherung vor jüdischen Verschwörern war er an den Sitz des Landpflegers in Cäsarea zur weiteren Haft gebracht worden. Als dieser aber nach zwei Jahren den Paulus den Juden auf ihren Wunsch ausliefern wollte, berief dieser sich als römischer Bürger auf das kaiserliche Gericht und wurde zur Überfahrt nach Rom aufs Schiff gebracht. Trotz schweren Schiffsbruches, bei dem Paulus allein den Mut bewahrte und dadurch die Besatzung rettete, kam man nach Rom. Paulus hatte zunächst eine leichte Gefangenschaft. Er durfte sich eine eigene Wohnung mieten und erhielt nur einen Kriegsknecht als ständigen Begleiter.

Diese Freiheit benutzte er, um entweder neue Anhänger für das Evangelium zu werben oder alte im Glauben zu befestigen. So besitzen wir aus einer seiner Gefangenschaften, entweder in Cäsarea oder Rom, mehrere Briefe, den Epheser-, Philipper-, Kolosser- und Philemonbrief. Der letzte von ihnen ist ein reines Privatschreiben. Dem Philemon aus Kolossä war ein christlicher Sklave fortgelaufen und hatte in seiner Not Paulus aufgesucht. Da schickte dieser ihn mit unserm Brief wieder zu seinem Herrn und bat den Philemon, seinen Sklaven doch wieder freundlich aufzunehmen. In den andern Briefen geht die erste Mahnung des Paulus dahin, daß die Christen sich für alle Zeit an den Herrn allein halten und sich von keinen Irrlehrern zu anderen Anschauungen verführen lassen. Denn Christus hat ihnen die ganze Offenbarung Gottes gebracht und ihnen für alle Zeit das höchste Vorbild im Dienen gegeben. Er hat seine Würde als der erhöhte Herr nicht in leichtem Raube sich angeeignet, sondern seine göttliche Gestalt

mit der Knechtsgestalt auf Erden vertauscht und bis zum Tode am Kreuze Gehorsam geleistet.

Mahnung zum Festhalten an Christus. Lies Kol. 2, 8 f; Phil. 2, 5—11.

Und schließlich soll ihr Glaube sich durch Freude und Frieden im Bruderfreis und durch Festigkeit und Stärke im Kampf gegen die Feinde bewähren.

Glaubensfreudigkeit. Lies Phil. 4, 4—7.

Glaubenskraft. Lies Ephes. 6, 10 f, 16 f.

Wahrscheinlich ist Paulus aus der Gefangenschaft noch einmal freigelassen worden und hat weitere Reisen unternommen, auf denen er die Briefe an seine beiden Mitarbeiter Timotheus und Titus geschrieben hat. Bei der Christenverfolgung des Nero im Jahre 64 n. Chr. aber wurde er hingerichtet.

7. Die Bedeutung des Apostels.

Durch Gottes Gnade war der Apostel Paulus aus seinem Gesetzesstreben herausgerissen und zu einem neuen Leben in Christus berufen worden. Fortan sah er nicht bloß seine Befehrung, sondern auch alle seine Lebensschicksale, sogar seine Krankheit, vor allem aber seine Erfolge als Geschenke Gottes an. Darum war er auch wie kein anderer fähig, diesen Wesenszug des Evangeliums als das Neue in der Verkündigung seines Heilandes zu erkennen (Seligpreisungen). So wurde er der heftigste Gegner der Gesetzensgerechtigkeit und stellte die Gnade Gottes, die durch die Sendung des Sohnes in Erscheinung getreten war, in den Mittelpunkt seiner Verkündigung. An die Stelle des toten Gesetzesbuchstabens setzte er den Liebeszwang des lebendigen Glaubens. Dadurch löste er das Evangelium aus seiner jüdischen Umhüllung und machte es für die Heiden verständlich.

Die persönlichen Gnadenerfahrungen des Apostels. Lies Gal. 1, 15 f. Phil. 4, 12 f; 2. Kor. 12, 7—9; 1. Kor. 15, 10; 2. Kor. 3, 5.

Das Gnadenevangelium. Lies Röm. 3, 23 f; 2. Kor. 5, 21; Gal. 5, 6, 22.

Aus diesem Glauben erwuchs ihm ferner die treibende Kraft für sein Wirken. Er hat einmal sein Leben unter dem Bilde eines Wettlaufs dargestellt. Wir geben ihm recht; denn wir sehen ihn rastlos durch die Länder eilen und seinen Blick nach immer neuen Wirkungsstätten richten. Aber ihn trieb nicht eigener Ehrgeiz, sondern die Dankbarkeit gegen den Auferstandenen, der ihn zum Apostel berufen hatte, und die Liebe zu den Menschen. Er gab sein eigenes Selbst auf und paßte sich jedem an, um ihn zu gewinnen. Den Abtrünnigen konnte er wohl zürnen, aber noch besser verstand er es, sie mit väterlicher Güte zu bitten, und verzieh dem Reuigen auch die schwerste

persönliche Kränkung. Er zeigte selbst die Eigenschaften, die er im ersten Korintherbrief an der Liebe rühmte.

Des Apostels rastloser Eifer. Lies Phil. 3, 12—14.

Die treibende Kraft seines Wirkens. Lies Röm. 1, 5, 14 f; 1. Kor. 9, 19—23. Gal. 3, 1—3; 4, 12. 2. Kor. 2, 5—10.

Und er trug das Kreuz. Die Apostelgeschichte gibt uns nur einen kleinen Ausschnitt seiner Leiden und Mühen. Daß er fast Menschenunmögliches auf seinen Missionsreisen aushalten mußte, beweist die Aufzählung seiner Leiden im 2. Korintherbriefe. Er ging trotz großer Körperschwäche den Schmerzensweg Jesu. Aber gerade deswegen wurde er der erfolgreiche Missionar, weil seine Gemeinden trotz aller Verleumdungen seiner Gegner daran sein lauterer Wesen erkennen konnten.

Der Leidenswille des Apostels. Lies 2. Kor. 11, 23 Mitte bis 28; 2. Kor. 4, 7—10.

Bilder aus der Kirchengeschichte.

I. Die Begründung der christlichen Kirche im römischen Reiche.

1. Das Gemeindeleben.

Überall, wo im Römerreiche Christengemeinden entstanden waren, versammelten sich ihre Glieder sehr oft, bisweilen sogar täglich in ihren Häusern zu gemeinsamem Gottesdienst. Als ihre Zahl sich mehrte, fing man auch mit dem Bau von Kirchen an. An Stelle des jüdischen Sabbats feierte man bald den Sonntag, weil Jesus an diesem Tage auferstanden war. In der Frühe war Predigtgottesdienst. Da wurden Psalmen gesungen, gemeinsame Gebete gesprochen und Stellen aus dem Alten Testament vorgelesen und ausgelegt. Sobald man die Briefe der Apostel und die Evangelien besaß, las man mit Vorliebe aus diesen Schriften vor. Damit nun die Gemeinden nicht fälschlich auch die Bücher von Irrlehrern oder Sekten in Gebrauch nähmen, suchte man schließlich ein einheitliches Verzeichnis (Kanon) aller heiligen Schriften aufzustellen, die jedem Christen zur Richtschnur dienen sollten. So entstand unser Neues Testament. Um 200 waren seine wichtigsten Teile bei aller Christenheit anerkannt. Auch schuf man bald christliche Lobgesänge. Der älteste uns erhaltene Hymnus ist die große Doxologie (Lobgesang), die wir heute noch bei Festgottesdiensten singen und die unser Kirchenliederdichter Nikolaus Decius († 1529) zu dem Liede: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ umgedichtet hat. Die Feier des heiligen Abendmahls wurde anfangs gern auf den Abend gelegt, dann aber an den Morgengottesdienst angeschlossen. Wie es die Jünger vom Herrn Jesus übernommen hatten (Matth. 28, 19), wurde jeder Neubefehrte auf den Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes getauft. Das geschah anfangs sofort, später mußten die Erwachsenen sich durch einen besonderen Unterricht vorbereiten lassen und bei der Taufe ein feierliches Bekenntnis ablegen. Aus einem solchen Taufbekenntnis entstand durch einige Zusätze unser apostolisches Glaubensbekenntnis; denn man brauchte damals im Kampf gegen Irrlehren eine kurze Regel, welche die wichtigsten Glaubenssätze jedermann verständlich zusammenfaßte. Wo die Eltern bereits Christen waren, wurde allmählich auch die Kindertaufe üblich. Dann legten Paten das Gelübde für die Kleinen ab und sorgten für eine christliche Erziehung. Groß war die Nächstenliebe in den Gemeinden, und für Arme und Kranke wurde aufs beste gesorgt. Allmählich bildeten sich auch besondere geistliche Ämter heraus. Zur Zeit der Apostel hatte noch jeder predigen dürfen, wer sich dazu berufen fühlte. Im Laufe der Zeit kam die Leitung des Gottesdienstes und die Verwaltung der Sakramente immer mehr in die Hand von Männern, die als die würdigsten von der Gemeinde zu diesem Amt ausgewählt wurden und Presbyter (Älteste) oder Bischöfe (Aufseher) hießen. An sie wandte sich in der Zeit der Glaubenswirren der schlichte Christ und ließ sich von ihnen sagen, welche Lehre die rechte sei. So gewann das geistliche Amt immer höheres Ansehen. Bald leitete man es auf die Apostel zurück und sagte, diese hätten den ersten

Bischöfen mit dem apostolischen Segen auch die unverfälschte Lehre gegeben, und diese göttliche Gabe hätte sich von Bischof zu Bischof fortgepflanzt. Nun wurde der Geistliche als ein höheres Wesen angesehen, ihm hatte der einfache Christ (Laie) in Glaubenssachen zu gehorchen. Damit war aber aus der ursprünglichen Gemeinschaft der Gläubigen schließlich die katholische Kirche entstanden, in welcher der Priester als der Mittler des Heils zwischen dem Menschen und Gott steht.

Die Schriften der Kirchenmänner jener Zeit geben uns anschauliche Bilder aus dem Gemeindeleben.

(Aus einer Verteidigungsschrift des Presbyters Tertullian zu Karthago. † 202.)

Der Gottesdienst. Nun will ich das Treiben der Christuspartei schildern. Wir kommen zusammen, um uns gleichsam gegen Gott zusammenzurotten und betend ihn mit unsern Bitten zu umzingeln. Wir beten auch für die Kaiser, ihre Diener und die Obrigkeiten. Bei unsern Versammlungen vertiefen wir uns in die heilige Schrift, nähren durch die heiligen Worte unsern Glauben, richten unsere Hoffnung auf, stärken unser Vertrauen und festigen durch Einschärfen der Gebote unsere Zucht. Es werden auch Ermahnungen, Zurechtweisungen und göttliche Rügen erteilt. Den Vorsitz führen immer die bewährten Ältesten, welche diese Ehre durch ihren ehrenvollen Ruf erlangt haben.

Die Liebestätigkeit. Es besteht auch eine Kasse, und jeder legt an einem Monatstage oder, wann er will und wenn er überhaupt will und kann, einen mäßigen Beitrag hinein; denn niemand wird gezwungen, sondern jeder steuert freiwillig bei. Das sind die Spareinlagen der Frömmigkeit. Daraus wird nichts für Schmausereien und Trinkgelage verausgabt, sondern zum Unterhalt von Knaben und Mädchen ohne Vermögen und Eltern, von Greisen, die nicht mehr aus dem Hause können, von Schiffbrüchigen und solchen Menschen, die in Bergwerken, auf Inseln oder in Gefängnissen sind, und zum Begräbnis von Armen.

(Aus der ersten Verteidigungsrede des Kirchenvaters Justin. † 165.)

Taufe und Abendmahl. Alle, die sich von der Wahrheit unserer Lehren haben überzeugen lassen, werden an einen Ort geführt, wo Wasser ist, und erfahren nun eine Art Wiedergeburt. Denn das Wasserbad, das sie hier nehmen, vollziehen sie im Namen Gottes, des Herrn und Vaters aller Dinge, und unseres Erlösers Jesu Christi und des heiligen Geistes. Nach der Taufe führen wir unser neubekehrtes Mitglied zur Versammlung der Brüder, um für uns, den Erleuchteten und für alle Welt inständig gemeinsam zu beten. Dann grüßen wir einander mit einem Kusse, und es wird dem Vorsteher der Brüder Brot und Becher wassergemischten Weines gebracht. Er nimmt es, sendet Lob und Preis zum Vater aller Dinge durch den Namen des Sohnes und des heiligen Geistes empor. Der vollbrachten Dankhandlung stimmt die Gemeinde mit einem Amen zu. Dann reichen die Diakonen jedem der Anwesenden vom danksegneten Brot und Wein und bringen davon auch den Abwesenden. Dieses Mahl heißt bei uns Dankagung. An ihm darf nur teilnehmen, wer an die Wahrheit unserer Lehre glaubt und in jenem Bade der Wiedergeburt und Vergebung der Sünden abgewaschen ist und so lebt, wie Christus es überliefert hat.

Der älteste christliche Lobgesang.

Morgengesang.

Ehre sei Gott in der Höhe
und Frieden auf Erden,
den Menschen ein Wohlgefallen.
Wir loben dich,
wir preisen dich,
wir beten dich an,
wir danken dir
wegen deiner großen Herrlichkeit,
Herr, himmlischer König,
dir Gott, allmächtiger Vater,
dir Herr, dem eingeborenen Sohne
Jesu Christo
und dem heiligen Geiste,
Herr, unser Gott!

Du Lamm Gottes,
du Sohn des Vaters,
der du trägst die Sünden der Welt,
nimm unsre Bitte gnädig an!
Der du sitzt zur Rechten des Vaters,
erbarme dich unser!
Denn du allein bist heilig,
du allein bist der Herr,
Jesus Christus, zur Ehre Gottes des Vaters. Amen.

Das römische Taufbekenntnis (vor 150). Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der erzeugt ist aus dem heiligen Geiste und der Jungfrau Maria, der, unter Pontius gekreuzigt und begraben, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren ist gen Himmel, zur Rechten des Vaters sitzt, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten; und an den heiligen Geist, eine heilige Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches. Amen.

2. Die Christenverfolgungen.

Obwohl die Christen einen vorbildlichen Lebenswandel führten und niemandem etwas zuleide taten, erregten sie doch bald den Argwohn der Heiden. Denn sie opferten nicht den Staatsgöttern und den Standbildern der Kaiser, die man damals auch wie Götter verehrte. Gerade das aber verlangten die römischen Machthaber von allen Untertanen als das Zeichen der Unterordnung. Sie ließen den unterworfenen Völkern im übrigen wohl ihre Eigenarten und viele Freiheiten; in diesen Punkten aber waren sie unbittlich und gingen gegen Widerspenstige mit den härtesten Strafen vor. So hieß es bald, die Christen seien Feinde des Kaisers und zettelten in ihren Versammlungen gefährliche Verschwörungen an. Besonders die Abendmahlsfeiern gaben zu den wildesten Gerüchten Anlaß. Man erzählte, sie schlachteten Kinder und ließen die Neugewonnenen deren Blut trinken und Fleisch essen, damit sie gleich von Anfang Verbrecher würden und über alles schweigen

müßten. Zwar versuchten Männer der Kirche, durch Verteidigungsschriften diese Lügen aufzudecken. Aber der Haß blieb; denn die reinen Sitten der Christen waren zugleich eine stille Anklage gegen den verderbten Lebenswandel der Heiden. Je schneller daher die neue Religion sich im Römerstaate ausbreitete und je enger ihre Glieder zusammenhielten, umso mehr wuchs mit der Besorgnis auch die Wut gegen sie. Man gab ihnen schließlich an jedem Unglück schuld. „Wenn der Tiber die Stadt (Rom) überschwemmt, wenn der Nil die Gefilde nicht überschwemmt, wenn der Himmel sich nicht geregt, die Erde sich bewegt hat, wenn eine Hungersnot oder Seuche ausbricht, gleich schreit man: „Werft die Christen vor die Löwen!“ so schrieb voll Bitterkeit ein Kirchenvater jener Zeit. Infolgedessen flammten an den verschiedenen Stellen des Reiches gelegentlich immer wieder von neuem Verfolgungen auf. Den Anfang machte der grausame Kaiser Nero in Rom im Jahre 64. Damals starben auch Paulus und Petrus den Märtyrertod. Als aber alles nicht half, unternahmen es einige Kaiser, durch allgemeine Verfolgungen im ganzen Staate das Christentum auszurotten, Kaiser Decius ums Jahr 250 und etwa fünfzig Jahre später Diokletian samt seinem Mitregenten Galerius. Mit Vorliebe hielt man sich zuerst an die Ältesten, um den Gemeinden ihre Führer zu rauben. Es wurde damals wohl mancher schwach und brachte das verlangte Götteropfer dar; aber die meisten zeigten auch bei den schwersten Martern einen solchen Bekennermut, daß die Feinde zuletzt des vielen Blutvergießens müde wurden und den weiteren Kampf aufgaben. Da schrieb ein Christ an seinen Freund Diognet die stolzen Worte: „Sie konnten nicht überwunden werden. Siehst du nicht, daß die Christen sich in dem Maße mehren, in welchem die Todespein sie vermindern will? Das ist nicht Menschenwerk. Das tut die Macht Gottes.“

(Aus einem Bericht des römischen Geschichtsschreibers Tacitus.)

Die Verfolgung des Nero. 64. Im Jahre 64 wurde der größte Teil der Stadt Rom durch eine furchtbare Feuersbrunst zerstört. Es war das Gerücht entstanden, Nero selbst habe Rom in Brand setzen lassen. Um das Gerücht zum Schweigen zu bringen, schob er die Schuld auf Leute, welche das Volk Christen nannte und wegen ihrer Schandtaten haßte, und ging mit den ausgesuchtesten Strafen gegen sie vor. Bei ihrem Tode trieb man noch Spott mit ihnen. Man hüllte sie in die Felle wilder Tiere und ließ sie von den Hunden zerfleischen. Viele wurden gekreuzigt oder verbrannt und mußten bei einbrechender Dunkelheit als Fackeln zur Beleuchtung dienen. Zu diesem Schauspiel hatte Nero sogar seine Gärten hergegeben und veranstaltete ein Zirkusspiel, bei welchem er in der Tracht eines Wagenlenkers sich unter das Volk mischte oder auf dem Wagen stand. Daher regte sich das Mitgefühl mit den Christen, weil sie nicht dem Wohle des Staates, sondern der Mordlust eines einzelnen geopfert wurden.

Christenprozesse unter Kaiser Trajan um 112. Plinius, ein Statthalter in Kleinasien, fragte in einem Briefe bei dem Kaiser Trajan an, wie er es mit der Verurteilung der Christen halten solle, und schildert dabei sein bisheriges Verfahren: „Ich bin gegen die, die mir als Christen bezeichnet wurden, folgendermaßen vorgegangen: Ich fragte sie, ob sie Christen seien. Bekannten sie es, so fragte ich zum zweiten und dritten Male und drohte mit der Todesstrafe. Blieben sie standhaft, ließ ich sie zum Tode abführen. Denn das eine war klar, ihr Starrsinn mußte

bestraft werden ohne Rücksicht auf das, was sie eingestanden. Wer es leugnete, Christ zu sein oder gewesen zu sein, den entließ ich, wenn er nach meinem Beispiel die Götter anrief, deinem Bildnis Weihrauch und Wein opferte und Christo fluchte, wozu sich wahre Christen bekanntlich niemals zwingen lassen. Andere gestanden ihr Christentum ein, leugneten es aber bald wieder und sagten, sie seien zwar Christen gewesen, seien es jetzt aber seit drei oder mehr oder gar seit zwanzig Jahren nicht mehr. Auch diese haben dein Bild und die Götterbilder angebetet und Christo geflucht. Sie versicherten, ihr ganzer Irrtum habe darin bestanden, daß sie regelmäßig an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammengekommen seien, Christo als einem Gotte ein Loblied angestimmt und sich durch einen Eid verpflichtet hätten, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen und anvertrautes Gut nicht abzuleugnen. Danach hielt ich es für notwendig, zwei Mägde, sogenannte Diakonissen, zu foltern, um die Wahrheit herauszubekommen; ich habe aber nur einen maßlosen Aberglauben gefunden. Deshalb habe ich die Untersuchung aufgeschoben und frage dich um Rat. Die Sache scheint mir wegen der großen Ausbreitungsgefahr der Beachtung wert zu sein. Denn nicht nur in Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem Lande ist dieser ansteckende Aberglaube zu Hause.“

Darauf bestimmte Trajan, daß alle, die sich zu Christus bekannten, wie bisher bestraft, sonst aber Verdächtige, wenn sie den Göttern nur opferten, begnadigt werden sollten. Nach dieser Regel wurde in Zukunft verfahren. Das Christentum war also im Römerreiche ein todwürdiges Verbrechen.

Der Märtyrertod der Blandina. 177. Unter dem Kaiser Mark Aurel, der ein Feind der Christen war, brach in Südgallien eine blutige Verfolgung aus. In einem Briefe der Gemeinde von Lyon nach Kleinasien heißt es: „Wir alle fürchteten, Blandina werde wegen der Zartheit ihres Körpers nicht instande sein, ihr Bekenntnis freimütig abzulegen, aber sie wurde mit solcher Kraft erfüllt, daß ihre Henker, die sie vom Morgen bis zum Abend auf jegliche Weise marterten, zuletzt nicht mehr wußten, was sie ihr noch antun sollten und staunten, daß sie noch am Leben sei. Aber sie sammelte immer neue Kraft in dem Bekenntnis, und ihre Stärkung waren die Worte: „Ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses.“ Am letzten Tage der Kampfspiele wurde Blandina mehrmals zusammen mit einem fünfzehnjährigen Jünglinge auf den Schauplatz geführt. Sie waren bereits jeden Tag hineingeführt worden, um die Märtern der übrigen zu schauen. Auf diese Weise wollte man sie zwingen, bei den Götzen zu schwören. Allein sie blieben standhaft. Da wurde die Menge so wütend auf sie, daß sie weder Mitleid mit der Jugend des Knaben hatte, noch Rücksicht auf das Geschlecht der Blandina nahm. Man ließ sie alles Schreckliche erdulden und eine Marter nach der andern bestehen. Endlich gab Pontifus seinen Geist auf. Die selige Blandina aber zeigte eine so fröhliche Hast, als wenn sie zu einem Hochzeitsmahle geladen und nicht den wilden Tieren vorgeworfen wäre. Nachdem sie die Streiche der Geißeln, die Wut der wilden Tiere und die Qualen des Rostes (auf einem glühenden Eisenstuhl) erduldet, wurde sie in ein Netz eingehüllt und einem Stiere vorgeworfen. Oft wurde sie von dem Tiere in die Höhe geschleudert; aber sie war bereits ohne Gefühl für das, was mit ihr vorging. Zuletzt wurde auch sie getötet.

Die allgemeine Verfolgung unter Diokletian. 303—311. Über die letzte und größte allgemeine Verfolgung schreibt

der Kirchenvater Eusebius in seiner Kirchengeschichte: „Im neunzehnten Jahr der Regierung Kaiser Diokletians wurden kurz vor dem Leidensfest unseres Erlösers überall kaiserliche Edikte angeschlagen, welche befahlen, die Kirchen bis auf den Grund niederzureißen und die heiligen Bücher zu verbrennen. Bald darauf erschien ein zweites Edikt, nach welchem die Vorsteher der Gemeinden aller Orte zuerst gefesselt, sodann auf jegliche Weise zum Opfern gezwungen werden sollten. Damals erduldeten nun sehr viele Vorsteher der Gemeinden mutig die grausamsten Martern, sehr viele andere aber erlagen, starr vor Schreck, sogleich beim ersten Ansturm.

In Nikomedien (der kaiserlichen Residenz) wurde das Edikt an einem belebten öffentlichen Platz angeschlagen. Sofort riß es ein hoher weltlicher Würdenträger aus Eifer für Gott und voller Glaubensfeuer in Fetzen, da es ihm gottlos und frevelhaft schien. Gerade damals waren zwei Kaiser (Diokletian und sein Nebenkaiser Galerius) in der Stadt. Sogleich erduldete dieser Mann, der sich als erster so hervorgetan hatte, die Strafe, die auf solche kühne That folgen mußte; er blieb jedoch bis zum letzten Augenblick heiter und ruhig. Damals wurde auch der Bischof der Gemeinde zu Nikomedien wegen seines Bekenntnisses für Christus enthauptet. Noch eine große Zahl von Märtyrern folgte ihm, als zufällig gerade in diesen Tagen ein Feuer im Kaiserpalast ausbrach. Da wurde das falsche Gerücht verbreitet, die Unseren hätten es angesteckt, infolgedessen wurden auf kaiserlichen Befehl Christen jeden Geschlechts haufenweise enthauptet oder verbrannt. Mit himmlischer unaussprechlicher Freude stürzten sich Männer und Frauen in die brennenden Scheiterhaufen.

Allerorten wurden Unzählige eingekerkert, und die Gefängnisse, sonst der Ort für Mörder und Grabschänder, waren damals mit Bischöfen, Priestern und Diakonen angefüllt. Den ersten Edikten folgte sodann das weitere, man sollte die Eingesperrten, wenn sie opferten, loslassen, wenn sie sich aber weigerten, durch zahllose Martern zerfleischen. So ging es während der ganzen Verfolgung. Durch Gottes Gnade hörte sie im zehnten Jahre ganz auf.“

3. Die Reichskirche

Kaiser Galerius, Diokletians Mitregent und Nachfolger, war als schwerkranker Mann des vergeblichen Kampfes gegen die Christen schließlich müde geworden und hatte in einem Duldungserlaß befohlen, die Verfolgungen einzustellen und den Wiederaufbau der Kirchen zu gestatten. Sein Nachfolger Konstantin ging noch weiter. Nachdem er 323 alle seine Mitbewerber um den Kaiserthron besiegt hatte, bevorzugte er die Christen in seinem Reich. Aus ihren Reihen wurden die hohen Staatsbeamten in erster Linie erwählt, die Geistlichen von Steuern befreit. Die Gemeinden erhielten ihre Kirchen und Ländereien zurück und durften neues Vermögen erwerben. Nun strömten Heiden in großer Zahl der christlichen Kirche zu, und in den Städten erstanden prächtige Gotteshäuser. Das Heidentum ging immer mehr zurück, und in fünfzig Jahren war das römische Weltreich ein christlicher Staat.

Wie war es zu diesem plötzlichen Umschwung gekommen? Die Mutter Konstantins war eine Christin gewesen, und sein Vater hatte in der Verfolgungszeit als Regent von Spanien, Gallien und Britanien die Christen geschont, weil er ihr lauterer Wesen schätzte. So hatte Konstantin das Christentum gerechter beurteilen gelernt. Zu seiner freundlichen Haltung hatte ihn

aber noch ein anderer Grund bestimmt. Das große Römerreich mit seinen vielen Völkern war in dauernder Gefahr auseinanderzufallen. Nun hatte das Christentum sich aber inzwischen eine einheitliche Verfassung gegeben. Aber den Presbytern der einzelnen Gemeinden stand der Bischof der städtischen Gemeinde. Unter diesen hatte der Bischof der Provinzialhauptstadt allmählich ein höheres Ansehen und ein Aufsichtsrecht über die anderen erhalten. Er hieß nun Erzbischof. Von diesen Erzbischöfen hinwiederum kamen die Bischöfe der Reichshauptstädte, zwei im Morgen- und zwei im Abendlande, zu erhöhtem Rang; sie wurden Patriarchen genannt. Und zuletzt erhielt der Patriarch von Konstantinopel die kirchliche Herrschaft über den Osten, der von Rom über den Westen. Konstantin glaubte nun, daß das Christentum durch seinen einheitlichen Bau auch das Reich zusammenhalten würde, wenn es die Religion des Staates werden könnte. Darum wurde sein Kampf um den Thron zugleich ein Ringen für den Sieg des Christentums. Seinen Soldaten wurde ein Feldzeichen vorangetragen, welches das Monogramm Christi X ($\text{X} = \text{Ch.}$, $\text{P} = \text{R}$) zeigte. Und eine Legende weiß zu erzählen: Als Konstantin vor den Toren Roms einer dreifachen Übermacht gegenüberstand und er den Christengott um Hilfe flehte, erschien ihm am Himmel ein feuriges Kreuz, das die Inschrift trug: „Unter diesem Zeichen wirst du siegen.“ Da habe er die Schlacht gewonnen.

Nachdem er nun die Alleinherrschaft erlangt hatte, wollte er die Einheit der christlichen Religion auch erhalten. Darum berief er im Jahre 325 die Bischöfe aller Landesteile zu einem allgemeinen Konzil nach der Stadt Nicea in Kleinasien zusammen. Es war nämlich über die Person Jesu ein heftiger Lehrstreit ausgebrochen. Den sollte diese Kirchenversammlung schlichten. Diese setzte in einem Glaubensbekenntnis fest, welche Lehre über Christus fortan in der Kirche gelten sollte.

4. Die Entstehung des Mönchtums.

In der Zeit der Verfolgungen war die Kirche vor unwürdigen Gliedern bewahrt geblieben. Nachdem das Christentum aber Staatsreligion geworden war, ließen sich viele nur um der äußeren Vorteile willen taufen und brachten weltlichen Sinn in das kirchliche Leben. Da glaubte mancher seine Frömmigkeit nur dadurch retten zu können, daß er in der Einsamkeit der Wüste sein Leben mit Fasten und Beten zubrachte. In Agypten machte ein reicher Jüngling namens Antonius den Anfang. Er fand bald viele Nachahmer. Das wunderliche Treiben solcher Einsiedler (Mönche), die ihr Leben tatenlos hinbrachten, gestaltete Pachomius dadurch fruchtbarer, daß er sie auf der Nilinsel Tabennä zu einer Klostergemeinschaft zusammenschloß. Nun lernten sie sich nützlich machen, indem sie durch Garten- und Feldbau den Lebensunterhalt für das Kloster schufen, Arme versorgten und Kranke pflegten. Diese Einrichtung fand auch im Abendlande Anklang. Als sich hier aber Wohlleben und Trägheit in den Klöstern einnisten wollte, gab Benedikt von Nursia seinem Kloster auf dem Monte Cassino im Jahre 529 eine strenge Ordensregel: Jeder Mönch war zur Armut, Ehelosigkeit und zum unbedingten Gehorsam gegen den Abt verpflichtet. Der Tageslauf war genau festgesetzt und bestand aus Gottesdienst, Feldarbeit oder geistiger Tätigkeit. Die Regel Benedikts setzte sich nun auch in den anderen Klöstern durch. Dadurch kamen sie wirtschaftlich in die Höhe und wurden gleichzeitig Stätten

der Gelehrsamkeit. In der Zeit der Völkerwanderung sind nur durch sie die gelehrten Schriften der Alten und der Kirche vor der Vernichtung bewahrt worden.

Aus dem Leben des Antonius. „Es waren noch nicht sechs Monate seit dem Tode seiner Eltern vergangen, da dachte er beim Kirchgang darüber nach, wie die Apostel alles verlassen hatten und dem Erlöser nachgefolgt waren. Mit diesen Gedanken trat er in die Kirche. Es wurde gerade das Evangelium verlesen, wie der Herr zu dem Reichen spricht: Wenn du vollkommen sein willst, so verkaufe alles, was du hast, gib es den Armen und folge mir nach, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Da faßte Antonius die Worte der Schrift als eine Gottesmahnung auf, verließ sogleich die Kirche und schenkte seine Besitzungen den Leuten des Dorfes. Ebenso verkaufte er seinen beweglichen Besitz und gab den Erlös den Armen. Dann lebte er vor seinem Hause der Askese (Enthaltbarkeit) und hielt sich strenge. Denn noch waren in Aegypten Einsiedeleien nicht häufig, auch kannte kein Mönch die weite Wüste, sondern man führte sein asketisches Leben in der Nähe des eigenen Dorfes. Dann aber begab er sich ins Gebirge und fand jenseits des Flusses eine längst verlassene Burg voller Ungeziefer. Dorthin begab er sich und wohnte darin. Das Gewürm aber verzog sich, als ob es verschreckt würde. Er verschloß den Eingang, versorgte sich auf sechs Monate mit Broten. Wasser hatte er in seiner Burg. Und nur zweimal jährlich erhielt er vom Dache her seine Brote. Er gewann viele für die Wahl des Einsiedlerlebens. So entstanden auf den Bergen Einsiedeleien, und die Wüste wurde von Mönchen bevölkert. Er aber trieb immer strengere Askese, trug bis an sein Ende ein Gewand, das innen hären, außen von Leder war, badete niemals seinen Körper, noch wusch er die Füße.“

(Aus der Ordensregel des Benedikt von Nursia.)

Wenn einer neu zum mönchischen Leben kommt, so wird ihm kein leichter Eintritt gewährt. Zuerst verweilt er einige Tage in der Zelle der Gäste, dann hält er sich in der Zelle der Neulinge auf. Ein Bruder nimmt ihn in Obhut und sagt ihm alles Rauhe und Harte vorher, das seiner auf dem Wege zu Gott harret. Wenn er verspricht, sein Gelübde treu zu halten, wird ihm nach zwei Monaten die Ordensregel von Anfang bis zu Ende vorgelesen. Besteht er auch dann noch darauf, wird seine Geduld wiederum in jeder Art auf die Probe gestellt. Und nach sechs Monaten wird ihm die Regel nochmals vorgelesen, damit er weiß, wozu er eintritt; und wieder nach vier Monaten wird ihm abermals dieselbe Regel vorgelesen. Wenn er dann nach so langer Bedenkzeit verspricht, daß er alles befolgen und alles ihm Befohlene beobachten will, dann wird er in die Gemeinschaft aufgenommen mit dem Bewußtsein, daß er von diesem Tage an nicht wieder aus dem Kloster austreten, noch den Nacken unter dem Joche der Regel wegziehen darf. Wenn er Eigentum besitzt, so gibt er es entweder vorher den Armen oder überträgt es in feierlicher Schenkung auf das Kloster, ohne irgend etwas für sich zu behalten; denn er soll wissen, daß er von diesem Tage an nicht einmal mehr über seinen eigenen Körper verfügt.

(Aber die Gottesdienste heißt es:) Der Prophet sagt: „Ich lobe dich des Tages siebenmal.“ Diese geheiligte Siebenzahl wird von uns gehalten, wenn wir in der Frühe, um sechs, neun, zwölf, drei Uhr, am Abend und in der

Schlußstunde (neun Uhr) den Pflichten unseres Dienstes nachkommen. Zu diesen Zeiten also laßt uns unserem Schöpfer unser Lob darbringen.

Jeder soll sein eigenes Lager haben. Wenn möglich, sollen alle in einem Raume schlafen. Ist ihre Zahl dazu zu groß, so mögen sie zu je zehn oder zwanzig mit den älteren Brüdern, die die Aufsicht haben, zusammenruhen. Eine Lampe hat unaufhörlich in dem Gemache bis zum Morgen zu brennen. Bekleidet sollen sie schlafen, gegürtet mit Gurten oder Stricken.

Ist ein Bruder frech oder ungehorsam oder hochmütig oder murrte er oder verachtet er die Anordnungen seines Vorgesetzten, so möge er einmal ermahnt werden, dann ein zweites Mal. Bessert er sich nicht, so soll er öffentlich vor allen getadelt werden. Wenn er auch dann noch nicht zur Vernunft kommt, so verfällt er dem Ausschluß (von Mahlzeiten und Gottesdiensten). Bleibt er trotzdem verstockt, so soll er körperlich gezüchtigt werden. Wer wegen schwerer Verschuldung vom gemeinsamen Gebet und vom Tisch ausgeschlossen wird, soll zu der Stunde des Gottesdienstes vor der Thür des Saals sich niederwerfen und liegen bleiben, bis der Abt erklärt, es sei genug.

Der Müßiggang ist der Feind der Seele. Deshalb müssen sich die Brüder zu gewissen Zeiten mit Handarbeit beschäftigen, zu anderen Zeiten wiederum mit dem Lesen heiliger Bücher. Es sind ein oder zwei ältere Brüder zu bestimmen, welche in den Stunden der Lesezeit das Kloster abgehen und zu sehen, daß nicht etwa einer zufällig angetroffen werde, der des Müßiggangs pflegt oder sich mit Fabeln die Zeit vertreibt.

5. Augustin (354—430).

Der größte Einfluß auf die abendländische Kirche ist in damaliger Zeit von dem Kirchenvater Augustin ausgeübt worden. Ähnlich, wie vor ihm Paulus und nach ihm dann Luther, war dieser, Sohn eines gebildeten Heiden und einer frommen Christin (Monika) nach schweren inneren Kämpfen zum Frieden mit Gott gelangt. In seinem Buch: „Bekenntnisse“ zeigt er uns an seinem eigenen Leben, wie der Mensch von Kindheit an vergeblich mit der Sünde ringt und nicht die Kraft hat, über die Schlechtigkeit und Eitelkeit Herr zu werden, bis Gottes Gnade ihn demütigt und erhebt und ihm oft dabei als rettenden Engel einen treuen Menschen an die Seite gibt. So erzählt er:

„In der Kindheit wurde mir nämlich vom Vater das als das rechte Leben vorgehalten, ich solle den Erziehern gehorchen, damit ich mich in dieser Welt durch die Redekunst auszeichnete und menschliche Ehre und falschen Reichtum erwerben könne. Darum wurde ich in die Schule gebracht, um die Wissenschaften zu erlernen. Leider konnte ich deren Wert nicht einsehen, war träge und erhielt Schläge. Ich war ungehorsam aus Liebe zum Spiel. Schon als Knabe hörte ich durch die Mutter von dem ewigen Leben, das uns verheißen ist durch die Demut vor dem Herrn, unserem Gotte, der zu unserm Stolz herabgestiegen ist. Ich wurde damals schon gläubig wie meine Mutter und unser ganzes Haus außer dem Vater allein, der aber das Anrecht des mütterlichen Glaubens an ihr Kind nicht verwehrte. Aber wie zahlreich sollten nach der Knabenzeit die Wogen der Versuchungen hereinbrechen, der ich durch zahllose Lügen Erzieher, Lehrer und Eltern hinterging, Diebstähle in Küche und Keller meiner Eltern verübte, teils aus Nechtsucht, teils, um damit den Knaben ihr Spielzeug abzukaufen. Und in den Spielen

erschlich ich den Sieg voll eitler Ruhmbegier. Wurde ich dabei ertappt, so tobte ich und fügte mich nicht. Es stand ein Birnbaum in der Nähe unseres Weinbergs, von Früchten schwer. Wir verdorbenen Buben machten uns in später Nachtstunde auf, ihn zu plündern, wir trugen eine ungeheure Last Obst davon, nicht für uns zum Essen, sondern um es den Schweinen vorzuwerfen; denn es reizte uns nur, etwas Verbotenes zu tun. Abscheulich war diese Bosheit, aber ich liebte sie, ich liebte meine Sünde.

Ich kam nach Karthago (auf die Rednerhochschule). In maßloser Eitelkeit hatte ich meine Freude an dem äußeren Schein eines vornehmen und eleganten Auftretens. Auch die Wissenschaften zogen mich an, weil sie mir dazu verhalfen, mich bei öffentlichen Prozessen auszuzeichnen, und zwar umso mehr, je mehr Trug und List dabei war. Ich zeichnete mich auch in der Rednerschule aus und freute mich darüber mit zunehmendem Stolz. Nach der üblichen Lehrordnung war ich (mit 18 Jahren) bis zu einem Buche gekommen, das zum Studium der Weisheit ermuntern will. Es erweckte in mir eine glühende Begeisterung, die Weisheit zu lieben und zu suchen. Nur das dämpfte meine Blut, daß der Name Christus darin nicht vorkam. Denn diesen Namen hatte mein Herz schon in der zarten Kindheit mit der Muttermilch eingesogen und hielt ihn im Innersten fest. Und was ohne diesen Namen war, konnte mich nie voll befriedigen. So machte ich mich an die heilige Schrift, um zu sehen, was an ihr sei, doch meine Augen drangen nicht in ihre Tiefe; denn sie will mit den Kindern wachsen. Ich aber schämte mich, Kind zu sein und dünkte mich groß. So kam es, daß ich unter Menschen geriet, die vor Hochmut Albernheiten redeten. (Die Sekte der Manichäer, welche Christentum und Wissenschaft zu vereinigen schien und die Kraft zu einem reinem Leben zu geben versprach, aber nicht schuf.) Da bat meine Mutter einen Bischof, einen treuen und bibelfundigen Sohn der Kirche, er möchte mit mir sprechen und mir meine Irrtümer nachweisen. Doch er antwortete ihr: „Laß ihn nur jetzt dort und bete nur für ihn zum Herrn; er wird von selbst den Irrtum und seine große Gottlosigkeit erkennen. Ein Sohn so vieler Tränen kann nicht verloren gehen.“

Ich ließ mich überreden, nach Rom zu gehen, um lieber dort als in Karthago zu lehren. Eifrig lehrte ich in Rom die Rede. Dann bewarb ich mich um eine Stelle eines Lehrers der Redekunst in Mailand. Ich kam nach Mailand zum Bischof Ambrosius, der als einer der besten in der Welt bekannt ist, dessen Predigten dem Volke damals das Beste boten. Väterlich nahm er mich auf, und ich gewann ihn lieb, zunächst zwar nicht als einen Lehrer der Wahrheit, weil ich nicht glaubte, das Heil in der Kirche zu finden. Eifrig hörte ich seine Vorträge, jedoch nur, um seine vielgerühmte Beredsamkeit zu prüfen. Und doch nahm meine Seele zugleich mit den Worten, die mir gefielen, auch den Inhalt auf, auf den ich nicht achten wollte. Schon war meine glaubensstarke Mutter zu mir gekommen und mir über Länder und Meere gefolgt. Als ich ihr mitteilte, ich sei zwar nicht mehr Manichäer, aber auch noch nicht gläubiger Christ, brach sie nicht in Freuden aus, als ob sie Unerwartetes vernommen hätte. Aber dieser Wandel gab ihr Frieden ins Herz.

Mit mir zusammen lebte Alypius (ein früherer Schüler des Augustin, der gleich ihm die Wahrheit suchte). Eines Tages besuchte uns Pontitianus, ein Landsmann von uns, ein angesehener Hofbeamter. Zufällig sah er auf einem Tischchen ein Buch, nahm es in die Hand, öffnete es und fand zu seinem

Erstaunen die Briefe des Apostel Paulus. Als ich ihm nun mittheilte, daß ich mich mit jenen Schriften sorgfältig beschäftigte, entstand ein Gespräch, in dem er uns von dem ägyptischen Mönche Antonius erzählte, dessen Name in hohen Ehren stand, uns aber bisher unbekannt geblieben war. Er machte uns mit diesem Manne gründlich bekannt. Dann wandte sich seine Erzählung zu der Menge der Klöster und ihren so wohlgefälligen Sitten. Auch zu Mailand gab es draußen vor den Stadtmauern unter Leitung des Ambrosius ein Kloster voll trefflicher Brüder, und wir kannten es nicht. Zufällig erwähnte er auch, daß er einmal in Trier mit drei Gefährten bei der Stadtmauer spazieren gegangen sei. Dort hätten sie sich paarweise von einander getrennt. Zwei seien in eine Hütte geraten, wo einige (Gottes-)knechte (Mönche) wohnten, und hätten dort eine Lebensbeschreibung des Antonius gefunden. Der eine habe sich in sie vertieft und sei so von Begeisterung ergriffen worden, daß er schon beim Lesen zu einem gleichen Leben sich entschlossen habe. Der andere stimmte sofort zu. So erzählte Pontitianus. Voller Erregung stürzte ich fort. Zu unserer Mietswohnung gehörte ein kleiner Garten. Dorthin hatte mich der tobende Aufruhr meines Herzens geführt. Ich erwog, dem Herrn, meinem Gotte, endlich zu dienen, wie ich mir schon lange vorgenommen hatte. Zurückzuhalten aber suchten mich die törichtesten und wichtigsten Dinge, sie zupften mich heimlich am Gewand meines Fleisches und raunten mir zu: „Willst du wirklich von uns scheiden?“ Und die grausame Gewohnheit sprach zu mir: „Glaubst du denn, daß du es ohne uns aushältst?“ Aber die hohe Tugend der Keuschheit umhüllte sich mir und sie lächelte mir aufmunternd zu, als wollte sie sagen: „Kannst du denn nicht, was jene Männer konnten? Wirf dich doch ganz auf Gott, fürchte dich nicht, er wird dich heilen.“ So wogte der Kampf. Ich warf mich unter einen Feigenbaum und ließ meinen Tränen freien Lauf. Da hörte ich vom Nachbarhause her eine Stimme von einem Knaben oder Mädchen singend immer wieder die Worte sprechen: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Ich stand auf und sagte mir, das könne nichts anderes sein als ein Befehl vom Himmel, die Schrift zu öffnen und das erste Kapitel, das ich finden würde, zu lesen. Eilig gehe ich hin, ergreife das Buch, öffne es und lese schweigend in dem Kapitel, auf das mein Auge fällt: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum (Röm. 13, 13 f.). Ich las nicht weiter und brauchte es auch nicht; denn mit dem Ende dieses Satzes flohen die Schatten des Zweifels, und Sicherheit ergoß sich wie ein helles Licht in meine Seele. Nun gehe ich zu meiner Mutter und berichte ihr den ganzen Verlauf. Sie frohlockt und triumphiert. Und sie pries dich, der du mächtig bist, zu tun weit über unser Wissen und Verstehen.

Als nun die Fastenzeit kam, in welcher man um die Gnade der Taufe anzugehen hatte — auch Alypius wollte mit mir zusammen wiedergeboren werden — empfingen wir die Taufe. Wir wollten nun nach Afrika zurückkehren, wo wir am besten hofften, Gott dienen zu können. Als wir bei Ostia an der Tibermündung waren, starb meine Mutter. Als der Tag nahte, da sie aus dem Leben scheiden wollte, traf es sich, daß ich mit ihr allein am Fenster stand. Da plauderten wir nun miteinander in wunderbar schönem Zwiegespräch. Nur der Zukunft zugewandt, redeten wir von dem künftigen ewigen Leben der Heiligen. Da sagte meine Mutter: „Mein Sohn, was mich anlangt, so macht mir nichts mehr Freude an diesem Leben. Eines

was, weshalb ich noch eine Zeitlang in diesem Leben zu weilen wünschte, daß ich dich als gläubigen Christen sehen wollte, ehe ich stirbe. Überreichlich hat mir das mein Gott besichert. Sehe ich doch, wie du alles irdische Glück verachtest und nur Gottes Knecht bist. Was soll ich noch hier?" Nach kaum fünf Tagen erkrankte sie am Fieber. So wurde diese fromme und treue Seele im 56. Jahre ihres und im 33. meines Lebens von ihrer Leiblichkeit erlöst."

Wider seinen Willen wurde Augustin in Afrika zum Presbyter und Bischof gewählt. In diesem Amt hat er durch Predigt und Schrift reichen Segen gewirkt. In Rom hatte um 400 ein irischer Mönch, der in seinem Klosterleben vor schweren Anfechtungen bewahrt geblieben war, die Lehre verbreitet, der Mensch sei von Natur gut und könne ohne Sünden leben. Das war ein oberflächlicher Glaube; denn er zeigte weder Verständnis für die Größe unserer Kindespflicht gegen Gott, noch für die Tiefe menschlicher Selbstsucht und Leidenschaft. Augustin aber hatte es an sich erfahren, daß der Mensch sich aus seiner Schuldverstrickung niemals selbst erlösen kann und vergeblich gegen sein sündiges Herz ankämpft, bis schließlich Gottes Gnade ihm dazu Kraft gibt. So trat er, als ein Gesinnungsfreund jenes Mönches sich um die Stelle eines Geistlichen in Afrika bewarb, jener Lehre scharf entgegen. Er sagte: „Der Mensch kann von sich aus nichts Gutes leisten. Gottes Gnade muß in ihm die Sehnsucht nach Vollkommenheit wecken und seinen Willen zum heiligen Entschluß und zum Beharren stärken. Und er sorgte dafür, daß diese Sätze in der Kirche durchdrangen. Doch hatte sie seine Lehre bald wieder vergessen und durch das Gebot von verdienstlichen Werken wie Almosengeben, Beten, Fasten und Wallfahrten die Sünden zu tilgen versucht. Erst Luther, der eine ähnliche Lebenserfahrung wie Augustin durchmachte, erneuerte den Glauben an das Gnadenevangelium.

II. Die Ausbreitung des Christentums unter den germanischen Völkern und die Kirche des Mittelalters.

1. Die Begründung der päpstlichen Macht unter den germanischen Völkern.

Unter sämtlichen Bischöfen der Christenheit hatte der römische Bischof eine bevorzugte Stellung. Alle Welt war gewöhnt, aus der Hauptstadt des römischen Weltreichs die Befehle zu erhalten. Das blieb auch so, nachdem der Kaiser Konstantin seinen Sitz nach Byzanz (Konstantinopel) verlegt hatte. Petrus und Paulus hatten ferner in Rom ihren Märtyrertod erlitten. Auch mußte der römische Bischof bald zu erzählen, der Apostel Petrus habe hier das erste Bischofsamt verwaltet. Das alles hob sein Ansehen vor den andern Bischöfen. Er fing deshalb auch allmählich an, den andern Befehle zu erteilen.

Da schien jene Bewegung der germanischen Völker, die wir Völkerwanderung nennen, den ganzen Bau der römischen Kirche zertrümmern zu wollen. Nordafrika, Italien, Gallien, Spanien und England gehörten zur Kirche des Abendlandes. Und gerade diese Provinzen wurden die Beute der germanischen Völker. Zwar waren die Goten bereits Christen; denn als sie noch auf der Balkanhalbinsel saßen, war durch christliche Kriegs-

gefangene das Christentum zu ihnen gekommen, und Ulfilas, der Sohn einer solchen Familie, hatte sie bekehrt. Auch hatte er ihnen Schriftzeichen erfunden und die Bibel ins Gotische übersetzt. Von den Goten übernahmen auch andere germanische Völker das Christentum. Aber sie hingen alle der Lehre des Arius an, die zu Nicea verurteilt worden war, und bedeuteten keinen Gewinn für die römische Kirche.

Andrerseits aber brachte diese Lage der römischen Kirche und dem römischen Bischof eine Machtsteigerung. Die Eroberer jagten wohl die staatlichen Beamten fort, aber die Bischöfe blieben in ihren Ämtern und übernahmen auch die Amtsverpflichtungen jener. Auf die Dauer konnten sie sich jedoch nur halten, wenn die Kirche ein einheitlicher Bau war; sonst wären sie bald von den germanischen Siegern ebenso weggesetzt worden wie die Beamten des Kaisers. Daher suchten sie in ihrer Not Anschluß beim römischen Bischof und unterwarfen sich ihm willig, wo sie früher nur ungern oder gar nicht gehorcht hatten. Leo I., der in jener Zeit regierte (440—461), kann deshalb der erste Papst genannt werden.

Da sollte die römische Kirche mit einem Schlage die gefährdeten Gebiete wieder fest in die Hand bekommen. Der Frankenkönig Chlodwig hatte der Römerherrschaft in Gallien ein Ende bereitet; aber sein Plan, das eroberte Land möglichst schnell mit seinem Reich zu verschmelzen, scheiterte an dem geschlossenen Widerstand der katholischen Christen gegen ihre heidnischen Herren. Da sah der König, daß er die Schwierigkeiten am besten durch den Übertritt der Franken zum katholischen Glauben beseitigte. Auch hatte er durch seine christliche Gemahlin einen Eindruck von der Größe des Christentums erhalten. Da trat er mit seinen Franken zum neuen Glauben über und ließ sich am Weihnachtstage des Jahres 496 von dem hervorragendsten Bischof seines Reiches, Remigius von Reims, taufen. Das war der wichtigste Tag für die Kirche des Mittelalters. Denn die Frankenherrscher blieben mit dem Papst verbunden, und die immer wachsende Ausdehnung ihres Reiches eroberte auch ihm neue Länder.

Etwa hundert Jahre später ging ein Abt Gregor über den Sklavenmarkt zu Rom. Da sah er einige schöne Knabengestalten mit langem, blondem Haar. „Sind das Christen?“ fragte er den Käufer. Der verneinte es. Da fragte Gregor, daß Menschen mit solch strahlenden Angesichtern der Finsternis preisgegeben seien. Als er weiter nach dem Namen ihres Volkes forschte, erhielt er eine Antwort, die zwiefach verstanden werden konnte, entweder: „Es sind Angeln“ oder: „Es sind Engel.“ „Jawohl, rief Gregor, diese Angeln tragen ein Engelsgesicht und sollen der Engel Miterben werden.“ Sobald er Papst geworden war, schickte er einen Abt mit vierzig Mönchen nach ihrer Heimat England. Sie hatten Erfolg, die Angelsachsen wurden bekehrt und fest mit Rom verbunden. Diese Mission trug dem Papste gute Früchte. Denn einmal gelang es, diesen germanischen Volksstamm, der die ganze Insel eroberte, der römischen Kirche anzugliedern, während die keltischen Ureinwohner zwar Christen waren, aber sich dem Papst nicht unterordneten. Vor allem aber ging wiederum 100 Jahre später von England der Mann aus, der die Deutschen bekehrte und dem Papste unterstellte.

2. Die Ausbreitung des Christentums in Deutschland.

Die fränkische Kirche war reich geworden, fast ein Drittel des Landes war in ihrer Hand. Das Volk war wohl zur Kirchlichkeit erzogen, aber heidnische Bräuche blieben, und die sittlichen Zustände waren schlimm. Deshalb besaß die Kirche des Frankenreiches auch keine Missionskraft. In Deutschland herrschte das Heidentum. Da gingen von Irland und Schottland nach dem Festlande Mönche hinüber. In der Schweiz, im Elsaß, auch in Bayern bis hin nach Thüringen gründeten sie Klöster. Dadurch fand wohl das Christentum in jenen Gebieten einige Pflegestätten, aber ohne die bischöfliche Verfassung konnte es im Volke selbst eine Macht nicht werden.

Da kam der Angelsachse Winfried nach Deutschland. Er hatte sich im Kloster eine gediegene Bildung angeeignet und war ein begeisterter Mönch und begabter Prediger geworden. Von Missionseifer ergriffen, zog er zu den heidnischen Friesen, hatte aber wenig Erfolg. Darum begab er sich zu dem Papst nach Rom, um sich Vollmachten und Empfehlungsbriefe an die Fürsten geben zu lassen. Der nahm ihn gern in Dienst, wies ihn aber zuerst nach Mittelddeutschland zu den Thüringern und Hessen und gab ihm den Auftrag, die dort entstehenden Kirchen dem Papste zu unterstellen. So begann er seine Wirksamkeit in jenen Ländern. Seine ersten Erfolge zeigten dem Papste die Bedeutung dieses Missionars. Da rief er ihn nach Rom, gab ihm den Namen Bonifatius (Glücksfind), ernannte ihn zum Bischof von Thüringen und Hessen und ließ ihn schwören: „Ich, Bonifatius, verspreche dem seligen Papst Gregor, daß ich den heiligen katholischen Glauben in ganzer Treue und Reinheit verkündigen und daß ich mich auf keine Weise durch irgend jemandes Rat in Widerspruch mit der Einheit der katholischen Kirche bringen lassen will; daß ich aber auch mit Priestern, die ich im Widerspruch mit den alten Ordnungen der Väter wandeln sehe, keine Gemeinschaft haben will.“

Er kehrte nach Hessen zurück. Dort stand bei Geismar eine uralte, dem Donnergott geweihte Eiche. Kühn entschlossen machte er sich mit seinen Begleitern daran, sie zu fällen. Die Heiden erwarteten, daß er vom Blitzstrahl des zürnenden Gottes zerschmettert würde. Als nichts geschah, erkannten sie die Ohnmacht ihrer Götter und ließen sich taufen. Dieser Erfolg bewog den Papst, ihn zum Erzbischof zu ernennen und ihm die neue Aufgabe zu stellen, die bestehenden Kirchen in Bayern und im Frankenreiche zu ordnen. Mit großem Eifer machte er sich an die Arbeit, setzte unwürdige Geistliche ab, berief Synoden, in denen er den Bischöfen die Befehle des Papstes überbrachte und ihre Unterwerfung unter den römischen Stuhl durchsetzte. Im Jahre 742 hielt er die erste deutsche Gesamtsynode ab.

Nachdem er so überall das Ansehen des Papstes gehoben hatte, zog es ihn als 70jährigen Greis zu seiner ersten Missionsarbeit zurück; er ging zu den Friesen und fand hier den Märtyrertod. Am Pfingstfeste des Jahres 755 hatte er nämlich zahlreiche Neubefehrte um sich versammelt; da stürmte ein Haufe wilder Heiden heran, um die Zerstörung der Götterbilder zu rächen. Die Begleiter wollten Bonifatius verteidigen; aber er verbot jede Gegenwehr, indem er rief: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem! Der lang-ersehnte Tag ist gekommen, wo wir zu den himmlischen Freuden berufen werden.“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. Sein Leichnam ist in Fulda, seinem Lieblingskloster, beigesetzt worden. Die römische Kirche hat ihm den Beinamen: „der Apostel der Deutschen“ gegeben und verehrt ihn hoch.

In der norddeutschen Tiefebene links der Elbe saßen die Sachsen. Schon mancher Missionar hatte sich um sie bemüht. Aber vergeblich. Dieser zähe, trotzige Germanenstamm hielt treu am Glauben der Väter fest. Dreißig Jahre hat Karl der Große gegen sie Krieg führen müssen, und er hat ihn grausam geführt, ehe die Sachsen sich endgültig unter das Frankenjoch beugten und zugleich die Taufe annahmen. Zu Verden ließ er 4500 gefangene Feinde an einem Tage hinrichten, als sie die Annahme des Christentums verweigerten. Im Jahre 785 sah ihr Führer Widukind die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes ein und ließ sich taufen. Es waren harte Kirchengesetze, die Karl ihnen auferlegte. „Bricht einer das Fasten in der heiligen Zeit vor Ostern, und ißt Fleisch, der soll des Todes sterben. Läßt jemand den Leib eines Gestorbenen nach der Heiden Weise verbrennen, so soll er am Leben gestraft werden. Versucht jemand fernerhin als Ungetaufter sich zu verbergen und veräümt es, zur Taufe zu kommen, der soll des Todes sterben.“ Durch solchen Zwang lassen sich edle Völker zwar eine Zeitlang beugen, aber nicht für immer gewinnen. Doch Karl sorgte auch dafür, daß in Sachsen nun genau so wie in seinem übrigen Reiche Geistliche von gediegener Bildung mit unermüdlicher Hingebung und großer Geduld das Erziehungswerk an den Sachsen vollendeten. Für den Erfolg dieser Arbeit haben wir ein schönes Zeugnis in einer Bibeldichtung, dem Heliand (= Heiland). In diesem Werke versucht ein sächsischer Dichter mit geistlicher Vorbildung, seinen Landsleuten in ihrer Dichtersprache und Denkweise ein Bild des Heilandes zu malen. Da wird Jesus zu einem König, dessen angestammtes Reich Römer und Halbjuden in Besitz genommen haben. Roßhirten begrüßen das hohe Kind an der Krippe, in der Tiefe des Waldes naht ihm der Versucher, in Galiläa sammelt er seine Mannen, eine treue Gefolgschaft. Auf freier Bergeshöhe hält er seinen Gerichtstag, und in der Bergpredigt gibt er die Gesetze seines Reiches. Jesus auf einem Esel in die heilige Stadt einziehen zu lassen, das hat der Dichter nicht über das Herz gebracht. Und den Tod Jesu läßt er als notwendig erscheinen, damit die Hölle besiegt und ein Reich des Lichtes errichtet werde. Die Verse über die Geburt lauten:

Da kam an der Menschen Licht
der mächtige Held, wie schon manchen Tag
davon der Bilder viel und der Zeichen geboten
waren in dieser Welt. Da ward das alles wahr,
was spähende Männer vorher gesprochen,
wie er in Niedrigkeit hernieder auf Erden
durch seine eigene Kraft zu kommen gedächte,
der Menschen Mundherr. Da ihn die Mutter nahm,
mit Gewand bewand ihn der Weiber Schönste,
zierlichen Zeugen, und mit den zweien Händen
legte sie liebeich den lieben kleinen Mann,
das Kind, in eine Krippe, das doch Gottes Kraft besaß,
der Menschen Mächtigster. Die Mutter saß davor,
die wachende Frau, und wartete selber
und hütete das heilige Kind. In ihr Herz kam Zweifel nicht,
in der Magd Gemüt
Da erzog ihn in Züchten die zierste der Frauen,
die Mutter in Minne den Gebieter der Menschen,
das heilige Himmelskind.

So lernten die Sachsen ihrem himmlischen König von Herzen Gefolgstreue leisten.

3. Die Mission in den Slavenländern Ostdeutschlands.

Die Kolonisation des Ostens war zuerst von den deutschen Königen begonnen und von Fürsten wie Albrecht dem Bären in Brandenburg, Heinrich dem Löwen in Mecklenburg und Pommern fortgesetzt worden. Zusammen mit deutschen Bauern und Bürgern zogen auch die Mönche in das neugewonnene Land und folgten auch gern dem Rufe slavischer Fürsten, um ihre Reiche zu christianisieren.

Udalbert von Prag † 997. Der erste, der den Preußen das Christentum zu bringen versuchte, war der Tscheche Udalbert von Prag. Er war in Magdeburg zum Geistlichen erzogen und, da er aus einem vornehmen böhmischen Hause stammte, von seinen Landsleuten sehr jung zum Bischof von Prag erwählt worden. Als er nun aber die heidnischen Völkern sitten und das entartete Leben der Vornehmen bekämpfte, auch beim Gottesdienst an die Stelle der tschechischen Sprache die in Deutschland übliche lateinische Liturgie setzte, sah man ihn bald als einen Freund der Fremden an und duldete ihn schließlich als Bischof in der Heimat nicht mehr. Da versuchte er sein Glück als Missionar bei den Preußen 997. Aber er beging dabei einen Fehler: er suchte die Unterstützung des Polenherzogs Boleslav. Die Preußen waren nämlich ein menschenfreundliches Volk. Sie unterstützten Notleidende, fuhren denen, die auf dem Meere in Not waren oder von Seeräubern verfolgt wurden, zu Hilfe; wer aber von Polen kam, gegen den waren sie mißtrauisch und fürchteten nicht mit Unrecht die Eroberungsabsichten der Polen, denn die Polen strebten zur Ostsee und begehrten sowohl das westlich der Weichsel liegende Pommerellen wie auch das östlich dieses Flusses gelegene Preußenland. So wurde der fremde Missionar nicht gern gesehen, und da Udalbert unwissentlich sogar noch einen heiligen Hain betrat, wurde er von den wütenden Preußen getötet, während seine beiden Begleiter fliehen und die Trauernachricht nach Polen bringen konnten. Aber die Missionsfahrt des Udalbert erzählt uns ein alter Bericht:

„Der Herzog gibt ihm ein Schiff und bewaffnet es zum Schutz für die Reise mit 30 Kriegeren. Er kam zuerst nach Danzig, das an der See liegt. Dort gab Gottes Barmherzigkeit seinem Kommen Gelingen, und es wurden ganze Scharen von Menschen getauft. Am folgenden Tage verabschiedet er sich von allen, vertraut sich dem Kiel und Meere an und entschwindet für immer ihren Augen. Nach wenigen Tagen steigt er ans Land, und das Schiff mit den Bewaffneten kehrte zurück. Er aber blieb dort mit zwei Brüdern, einer war der Priester Benediktus, der andere sein geliebter Bruder und von Kindheit an sein ständiger Reisebegleiter Gaudentius. Sie betraten, mit großer Zuversicht predigend, die kleine Insel, die, von einer Strombiegung umflossen, kreisförmige Gestalt zeigt. Aber ihre Bewohner vertrieben sie mit Faustschlägen. Einer nahm ein Ruder und versetzte dem Bischof einen scharfen Schlag zwischen die Schultern. „Ich danke dir, o Herr,“ sprach er, „daß ich doch wenigstens einen Schlag für meinen Gefreuzigten empfangen durfte.“ Er ging aber auf das andere Ufer und blieb dort am Sabbat. Am Abend führte der Herr des Dorfes den Gotteshelden Udalbert ins Dorf. Von allen Seiten versammelt sich das rohe Volk und erwartet unter Wutgeschrei und Zähnefletschen, was er mit ihm machen würde. Da antwortete

der heilige Adalbert auf die Frage nach Herkunft und Zweck seines Kommens: „Ich bin nach Geburt ein Slave, dem Namen nach Adalbert, dem Stande nach ein Mönch, dem Range nach ein Bischof, jetzt euer Apostel. Euer Heil ist der Grund meiner Reise, daß ihr die tauben und stummen Götzen verlaßt und euren Schöpfer anerkennt.“ Da drohen ihm jene mit dem Tod: „Verschwindet ihr nicht in dieser Nacht, so werdet ihr morgen geköpft.“ Da bestiegen sie in der Nacht einen Kahn und blieben, weiter rückwärts, fünf Tage in einem Dorf. Als der Tag in purpurnem Glanze sich erhebt, setzen sie die Reise fort. Sie verlassen den Wald und die Schlupfwinkel der Tiere und kommen gegen Mittag auf ein ebenes Feld. Dort nahm er ein wenig Speise zur Erholung von den Anstrengungen der Reise. Hier erfaßte ihn der Schlaf. Aber als sie alle ruhten, stürmten die Heiden wütend heran, fielen mit Ungeßüm über sie her und legten sie alle in Banden. Der heilige Adalbert aber sprach: „Seid nicht traurig, Brüder, sondern wißt, daß wir dies im Namen unseres Herrn leiden. Was kann tapferer und schöner sein, als das süße Leben dem süßesten Jesus zu opfern?“ Da sprang aus dem tobenden Haufen ein zornglühender Sikko, schwang mit ganzer Kraft einen ungeheuren Speer und traf ihn mitten ins Herz. Nachdem somit die Götzenpriester und Führer der verschworenen Rotte ihm gewissermaßen pflichtgemäß die ersten Wunden geschlagen, laufen alle herbei und sättigen ihren Zorn durch weitere Wunden. Purpurnes Blut fließt aus den Öffnungen zu beiden Seiten, aber er steht betend, Auge und Hände zum Himmel gerichtet. So flieht seine heilige Seele aus ihrem Körper. Von allen Seiten stürmen wütende Barbaren mit Waffen herbei, trennen mit noch ungestillter Wut das Haupt vom Leibe und zerteilen die blutentleerten Glieder. Den Leib lassen sie liegen, das Haupt spießen sie auf einen Pfahl und kehren unter lautem Frohlocken über ihren Frevel ein jeglicher in seine Behausung zurück.“ Bei Tenkitten im Samlande hat man in neuerer Zeit ein hohes eisernes Kreuz zum Gedächtnis Adalberts errichtet.

Bruno von Querfurt. † 1009. Zwölf Jahre später versuchte der deutsche Mönch Bruno aus dem Hause der Grafen von Querfurt das Werk Adalbert's fortzusetzen. Er hatte schon in Südrußland und Siebenbürgen als Missionar erfolgreich gearbeitet. Auch in Preußen gelang es ihm zunächst, den fürsten Nethimer und einen Teil seiner Untertanen zu bekehren. Als er aber in das Gebiet eines Bruders von Nethimer kam, wurde er samt seinen Begleitern von diesem getötet, und die Neugetauften kehrten wieder zum Heidenglauben zurück.

Der Mönch Christian. 1215. Nun ruhte die Heidenmission in Preußen zweihundert Jahre hindurch. Das Schicksal Adalberts und Brunos lähmte den Bekehrungseifer. Außerdem hatte der deutsche Kaiser Otto III. im Jahre 1000 das neue Erzbistum Gnesen geschaffen und dadurch die Mission im Osten auf die polnische Kirche übertragen. In Polen war das Christentum erst dreißig Jahre vorher eingeführt worden und noch nicht so gefestigt, daß es von dort in die Heidenwelt getragen werden konnte. Da erwarben sich schließlich die Mönchsorden, allen voran die Zisterzienser, große Verdienste um die Bekehrung des Ostens. Wo ein Fürst christenfreundlich war, da drangen zugleich mit deutschen Ansiedlern auch die Mönche vor, gründeten Klöster und Kirchen und zogen immer mehr deutsche Kolonisten nach sich. So entstanden um die Mitte des 12. Jahrhunderts blühende Klöster und deutsche Dörfer; im Jahre 1178 wurde das Zisterzienserkloster

zu Oliva bei Danzig gegründet, und wenige Jahrzehnte später war Pommern ein christliches Land.

Nun lebte auch die Mission in Preußen von neuem auf. Im Auftrage des Papstes ging, wahrscheinlich aus einem Kloster Polens, der Zisterziensermönch Christian zu den Preußen. Alles schien gut gehen zu wollen. In der Gegend von Ebbau gewann Christian einige preußische Edle, und weil er auch weitere Erfolge hatte, ernannte der Papst ihn sehr bald (1215) zum Missionsbischof von Preußen. Da störten die Polen das begonnene Friedenswerk. Sie trachteten, die Neugetauften ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und riefen dadurch den Widerstand der Heiden gegen die weitere Bekehrung hervor. Um sein begonnenes Werk zu retten, war Christian nun gezwungen, eine Kreuzheer gegen die Angriffe der Preußen zu sammeln. Aber er steigerte nur die Wut der Preußen und mußte ins Kulmerland flüchten, und die Preußen machten Eroberungszüge in die benachbarten polnischen Gebiete, in das Herzogtum Masovien, das Kulmerland und Kujavien, zerstörten die Gotteshäuser und verwüsteten das Land.

Der Deutsche Ritterorden. 1226. Christian hatte nun den Plan, sich preußische Missionare heranzuziehen. Er kaufte preußische Kinder und ließ sie christlich erziehen. Da die feindlichen Einfälle aber immer heftiger wurden, sah er sich schließlich zusammen mit dem Herzog von Masovien gezwungen, den Deutschen Ritterorden ins Land zu rufen. Mit dem Jahre 1230 begann dieser von der Weichsel aus einen 53jährigen blutigen Eroberungskrieg gegen die Preußen. Ein Gau nach dem andern wurde bezwungen. Den Eroberern folgten sofort deutsche Bürger, Bauern und Mönche. Burgen wurden angelegt und Kirchen errichtet. Wer besiegt war, mußte die Taufe annehmen und galt als bekehrt. Im Norden leisteten lange Zeit die Schalauer, ein litauischer Stamm zu beiden Seiten der Memel, Widerstand. Am allerletzten erfolgte die Unterwerfung der tapferen Sudauer im Südosten der Provinz Ostpreußen. So hatte der Orden eine gewaltige Leistung mit der Gründung des Ordensstaates vollbracht und Preußen dem Deutschtum wiedergewonnen. Dem Evangelium aber war nicht so sehr gedient worden; denn wieder einmal war mit dem Schwerte Mission getrieben worden, und den Deutschherren kam es mehr auf die Erhaltung ihres Machtstaates als auf die Eroberung der Herzen an. In dumpfer Ergebung beugten sich die Preußen schließlich unter das Joch, aber das Heidentum lebte heimlich weiter. Noch zu Luthers Zeit kam es vor, daß das Volk den alten Preußengöttern opferte. Erst die Einführung der Reformation hat hier gründlichen Wandel geschaffen.

4. Papsttum und Kaisertum im Kampf miteinander.

Je weiter sich der christliche Glaube ausdehnte, desto mehr stieg das Ansehen und der Einfluß der Päpste. Solange die deutschen Kaiser noch mächtig waren, blieben diese freilich die Herren der Kirche. So sah Karl der Große in dem Papste seinen Untertan und behielt die kirchliche Verwaltung des Frankenreiches in fester Hand; er setzte die Bischöfe ein, berief Kirchenversammlungen und bestätigte ihre Beschlüsse, ohne daß der Papst etwas dagegen zu unternehmen wagte. Auch spätere Kaiser, wie Otto I. und Heinrich III., machten es wie Karl der Große; sie setzten unwürdige Päpste ab und ließen sich von den neugewählten Männern huldigen.

Das Streben der Päpste aber ging dahin, die Kirche von der Macht des Kaisers zu befreien, ja, sie womöglich zur Beherrscherin des Staates zu machen. Zwar hatten sie keine Truppen, die ihnen solche Forderungen erkämpfen konnten, doch fanden sie Bundesgenossen. Die großen Herzöge waren meist Gegner des Kaisers; denn je schwächer er wurde, desto mächtiger wurden sie. Auf ihre Hilfe konnte der Papst rechnen. Otto I. hatte die Macht aufrührerischer Herzöge dadurch zu brechen gesucht, daß er ihnen große Landesteile fortgenommen und Erzbischöfen und Bischöfen zur Verwaltung übergeben hatte. Da diese unverheiratet blieben, so fiel das Land bei ihrem Tode wieder an den Kaiser zurück, und die neu ernannten geistlichen Fürsten waren dem Kaiser zu Dank verpflichtet. Natürlich sicherte sich der Kaiser den entscheidenden Einfluß bei der Wahl dieser Geistlichen.

Gerade hieran aber nahmen machtstrebende Päpste Anstoß. Den Augenblick für den Beginn des Kampfes hielt der kluge und tatkräftige Papst Gregor VII. für gekommen, als es zwischen dem jungen Kaiser Heinrich IV. und den Fürsten zum Streit kam. Da verbot er dem Kaiser, noch fernerhin Bischöfe zu ernennen. Der Befehl war ungeheuerlich; denn seit Otto I. hatten die Kaiser etwa die Hälfte deutschen Landes den geistlichen Fürsten zur Verwaltung übergeben. Hätte der Kaiser gehorcht, so wäre seine Macht dahin gewesen. Er tat es nicht, sondern erklärte den Papst für abgesetzt. Daraufhin setzte Gregor den Kaiser ab und bannte ihn; die Untertanen sollten ihm nicht mehr gehorchen, und kein Priester durfte ihn in der Kirche dulden. Jetzt wurde die Lage des Kaisers ernst. Denn das Volk drohte von ihm abzufallen, weil die Ausstoßung aus der Kirche als die schlimmste Strafe galt, und die Fürsten kündigten aus Eigennutz dem Kaiser die Treue. Wenn er nicht in einem Jahre vom Banne frei wäre, wollten sie einen andern Kaiser wählen. Gregor aber sollte nach Deutschland kommen, um über Heinrich Gericht zu halten. Da tat Heinrich einen schweren Gang. Mitten im strengen Winter des Jahres 1077 ging er über die Alpen dem Papste entgegen, der schon auf der Reise nach Deutschland war. Mit wenigen Begleitern erschien er im Büßergewande vor der Burg Canossa, wo der Papst wohnte. Nachdem er mehrere Tage hatte warten müssen, ließ Gregor sich endlich erweichen und sprach ihn vom Banne frei. Das hatte Heinrich nur gewollt. Jetzt stellten sich seine Untertanen wieder auf seine Seite. Nachdem er in Deutschland Ordnung geschaffen hatte, zog er nach Rom, eroberte es, schloß Gregor in seinen Palast ein und ernannte einen andern Papst. Zwar wurde Gregor aus seiner Gefangenschaft befreit, aber seine Macht war gebrochen. Er hatte sein Ziel nicht erreicht.

Das gelang einem andern Papst, Innozenz III. Er war der Vormund eines späteren deutschen Kaisers und hatte die Macht über Deutschland. Der englische König, den seine Untertanen im Stich ließen, mußte ihn als seinen Herrn anerkennen. Auch der König von Frankreich beugte sich vor ihm. Es kam hinzu, daß damals die Zeit der Kreuzzüge war. Wer nach dem heiligen Lande zog, um das Grab Christi von den Heiden zu befreien, gehorchte dem Papst als oberstem Kriegsherrn, mochte er auch Kaiser oder König sein.

5. Mittelalterliche Frömmigkeit.

Das gottesdienstliche Leben. Was der Papst für die gesamte Christenheit bedeutete, das war der Priester für die einzelne Christenseele. So konnte der bedeutende Prediger des Mittelalters, Berthold von Regensburg, von ihm sagen: „Der Priester trägt den allmächtigen Gott in seinen Händen, und wenn unsere Frau Maria und alle lieben Gottesheiligen hier unten schon beieinandersäßen und ein Priester käme daher, so würden wir doch vor ihm aufstehen, denn er kann mehr tun als sie. Ihr Könige und Kaiser, gebet acht — eure Gewalt geht nicht höher als in die Städte und Dörfer und auf die Burglein, aber des Priesters Gewalt geht von der Hölle bis in den Himmel. Wem er den Himmel mit Recht aufschließt, den kann kein Engel hinaustreiben, und wem er den Himmel verschließt, es sei Herr oder Ritter, reich oder arm, Mann oder Frau, ihn kann kein Engel je mehr einlassen.“

Tatsächlich war der Priester in den Augen der frommen Katholiken ein Wesen mit Zauberkräften. Wenn er bei der katholischen Abendmahlsfeier, der Messe, die Worte sprach: „Das ist mein Leib“, dann wartete die Gemeinde in Andacht auf das große Wunder, das sich nach katholischer Lehre nun vollzog, dann verwandelte sich Brot und Wein in Leib und Blut Christi. Ein Glöcklein zeigte den Augenblick an, wo Christus nun leiblich unter den Gläubigen weilte. Und alles sank in die Kniee und schlug das Kreuz, um den gegenwärtigen Herrn anzubeten, dessen Opfer von Golgatha sich unblutig wiederholte und erneut die Sünden tilgte. Damit nun nichts von dem Blute verschüttet wurde, entzog man dem Laien den Kelch und ließ ihm nur das Brot. Überhaupt trat der Genuß des Abendmahls selbst zurück. Das Wunder der Wandlung stand so im Vordergrund, daß darüber auch der Predigtgottesdienst vernachlässigt wurde.

Das Zweite, das dem Priester die Macht über die Seelen gab, war die Beichte. Ursprünglich hatte jeder Vergebung der Sünden erhalten, wenn er seine Sünden ernsthaft bereute. Unter Innozenz III. war es aufgekommen, daß jeder wenigstens einmal im Jahre seine Sünden zu den Ohren des Priesters zu beichten hatte. So wurde das Heil der einzelnen vom Priester abhängig. Dieser konnte nach Belieben die Gewissen schrecken oder beschwichtigen, die Sünden behalten oder vergeben und dadurch die Seelen knechten. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß man schließlich nicht mehr die Herzensreue, sondern die Ohrenbeichte für das Wichtigste hielt.

Bei dieser Beichte pflegte nun der Priester seinen Beichtkindern auch noch nachträglich Kirchenstrafen aufzuerlegen wie Almosengeben, Beten, Fasten und Wallfahrten. Und in der Zeit der Kreuzzüge kam es auf, daß man diese Strafe auch in Geld auslösen konnte. Da dachten die Oberflächlichen schließlich, man könne seine Sünden durch Geld loswerden, und kauften gern die Ablasszettel. So wurden die Gewissen eingeschlafert.

Überhaupt stand bei jeder gottesdienstlichen Handlung der Priester im Vordergrund; er sprach in lateinischer Sprache die gottesdienstlichen Gebete, die Gemeinde hörte zu, ohne etwas zu verstehen. Priesterchöre sangen die lateinischen Gesänge: sogenannte Sequenzen, nur mit dem Bitttruf: „Herr, erbarme dich“ (Kyrie eleison) durfte die Gemeinde antworten. Diesen sang man nun aber auch bald bei Wallfahrten, Kirchweihen, Leichenbegängnissen und erweiterte ihn dadurch, daß man kurze deutsche Reimstrophen voranschickte. Diese deutschen Lieder, die nach jenem Bitttruf „Kirleisen“ oder kurz

„Leisen“ hießen, drangen auch in die Gottesdienste ein. Immerhin wurde dieser Gemeindegesang nur geduldet, nicht erstrebt.

Aus einer Sequenz um 1200.

Tag der Rache, Tag voll Bangen,
schaust die Welt in Glut zergangen,
wie Sibyll' ¹⁾ und David sangen.

Welch Entsetzen wird da walten,
wenn der Richter kommt zu schalten,
streng mit uns Gericht zu halten!

Sieht der Richter dann und richtet,
wird, was heimlich war, gelichtet,
keine Schuld bleibt ungeschlichtet.

Ach, was werd' ich Armer sagen,
wessen Schutz und Rat erfragen,
da Gerechte selber zagen?

Frommer Jesu, denk in Gnaden:
Ziel einst war ich deinen Pfaden;
wende jenes Tags den Schaden!

Richter du gerechter Rache,
übe Gnad' in meiner Sache,
eh' der Rache Tag erwache.

Wenn die Bösen dann zur Linken,
in die heißen Flammen sinken,
laß mir ew'ge Freude winken!

Osterleise aus dem 12. Jahrhundert.

Christ ist erstanden
von der Marter alle,
des soll'n wir alle froh sein.
Christus will unser Trost sein.
Kyrie eleis.

Wär er nicht erstanden,
so wär die Welt vergangen;
seit daß er erstanden ist,
loben wir den Herrn Jesum Christ.
Kyrie eleis.

Halleluja! Halleluja! Halleluja!
Des soll'n wir alle froh sein,
Christus will unser Trost sein.
Kyrie eleis.

¹⁾ Sibylle ist eine Prophetin, die Drohweisagungen ausspricht.

Zwei fromme Gestalten. Mochte es für die Masse schließlich genügen, wenn der Priester für sie dachte und handelte und ihr nur die notwendigsten Frömmigkeitspflichten auferlegte, alle tiefere Frömmigkeit konnte darin den Frieden nicht finden. Sie wollte selbst etwas tun. Aber sie suchte die Bewährung des Glaubens nicht in den Pflichten des täglichen Lebens, sondern wollte gleich den Mönchen Außerordentliches leisten. Ein Beispiel solcher echten und doch in katholisch-mittelalterliche Form gebundenen Frömmigkeit bietet in Italien der heilige Franziskus von Assisi, auf deutschem Boden die Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Franziskus war der Sohn eines reichen Tuchhändlers aus der mittelitalienischen Stadt Assisi. Als Jüngling fand er zunächst an einem Leben voller Weltfreuden Gefallen. Eine schwere Krankheit aber änderte plötzlich seinen Sinn. Er nahm sich vor, nie mehr einem Armen, der ihn um Gottes willen bat, etwas zu versagen. Da traf er einen Aussätzigen. Trotz seines Widerwillens gegen diese Krankheit sprang er vom Pferd, gab dem Elenden ein Goldstück und küßte seine Hand. Als er ein anderes Mal in einer alten Kapelle betete, glaubte er die Stimme zu vernehmen: „Franziskus, siehst du nicht, wie mein Haus zerfällt?“ Sofort lud er kostbare Tuchballen aus dem Geschäft seines Vaters auf sein Pferd, verkaufte sie, trug das Geld zu dem Priester jenes Kirchleins und führte in einer Höhle vor den Toren der Stadt ein Einsiedlerleben. Der Vater enterbte ihn. Das schlichte Mahl, das die Kirche ihm geben wollte, verweigerte er und erbettelte sich in einem Topf allerlei Speisereste von den Leuten und sammelte Gelder zum Aufbau eines neuen Kirchleins, das man ihm überließ. Dort lebte er nun als Einsiedler. Seine Ausrüstung war eine Kutte, Sandalen, ein Bettelsack und Stab. Einst hörte er das Evangelium von der Aussendung der Jünger, wie sie ohne Schuhe und Stab, ohne Geld und Gürtel zur Predigt ausziehen sollten. Da rief er begeistert: „Das ist, was ich suchte,“ warf die Sandalen fort und vertauschte den Gürtel mit einem Strick. Predigend zog er durch die Straßen von Assisi und suchte jenes ursprüngliche Leben der Apostel zu erneuern. Bald fanden sich Gefinnungsfreunde, die gleich ihm bettelnd und predigend umherzogen.

Er erbat den Segen des Papstes. Der war klug genug, seine Gemeinschaft zu bestätigen. Denn er hatte es erlebt, wie eine ähnliche Genossenschaft, die Waldenser, gefährliche Feinde der Kirche geworden war, weil man ihr den kirchlichen Segen verweigert hatte. Aber er sorgte gegen den Willen des Franziskus auch dafür, daß der neugegründete Orden fest in seiner Hand blieb. An die Spitze wurde ein Generalminister gestellt, der seine Befehle vom Papst empfing, sie an die Minister der einzelnen Ordensprovinzen in den Ländern Europas weiterleitete und durch die Ordensbrüder in ihren Predigten unter das Volk tragen ließ. Nun konnten diese zu je zweien bettelnd und predigend durch die Länder ziehen; es geschah doch, was der Papst wollte. Diese Bettelmönche aber erwarben sich das Verdienst, daß sie den Leuten in der Landessprache predigten. Da sie sich unter das Volk mischten und in volkstümlicher Rede zu ihm sprachen, wurden sie schnell beliebt und kamen durch viele Schenkungen auch in den Besitz von Klöstern.

Nach dem Muster der Franziskaner entstanden noch andere Bettelorden, so z. B. der Dominikanerorden. Ihm stellte der Papst die Sonderaufgabe, alle zu verfolgen, die von der katholischen Lehre abwichen. Der spürte nun

die Ketzer auf, suchte durch grausame Folter Geständnisse aus ihnen herauszupressen und überantwortete sie dem Scheiterhaufen. Der erste Ketzermeister Deutschlands war Konrad von Marburg. Er wurde der Beichtvater der Elisabeth von Thüringen.

Elisabeth war die Tochter eines Königs von Ungarn. Ihre deutsche Mutter schickte sie, da sie später die Gemahlin des Landgrafen Hermann von Thüringen werden sollte, schon als Kind an den dortigen Hof auf der Wartburg. Sie war ein heiteres und frommes Kind, verteilte ihr Geld und Brot an die Armen und ging gern zur Kirche. Mit 15 Jahren wurde sie die Gemahlin Hermanns. Das junge Ehepaar hing in herzlicher Liebe aneinander. Gern ertrug Hermann ihre ungewöhnliche Frömmigkeit. Bei der Hostafel machte sie auf Befehl ihres Beichtvaters nur die Gebärde des Essens, aber aß nichts, weil sie fürchtete, es könne unrechtes Gut und von den Bauern mit Gewalt eingetrieben sein. Bei einer Hungersnot öffnete sie die Vorrathshäuser und speiste die Armen. Am Fuße der Wartburg ließ sie ein Hospital erbauen, besuchte die Kranken und leistete ihnen gerade die Dienste, welche die Mägde aus Widerwillen nicht tun wollten. Ebenso nahm sie Waisenkinder auf und pflegte die schmutzigsten und mit Krätze behafteten mit besonderer Liebe. Da starb ihr Gemahl auf einem Kreuzzuge an der Pest. Damit war nun all ihr Trost auf Erden dahin. Sie ging nach Marburg und lebte nur noch der Liebe zu Armen und Kranken. Schon zu Lebzeiten ihres Gatten hatte sie ihrem Beichtvater willenslosen Gehorsam gelobt. Der behandelte sie um ihrer Frömmigkeit willen auf das härteste. Einst konnte sie nicht zum Gottesdienst kommen, wie sie versprochen hatte. Da ließ er sie hart peitschen. Oft blieben die Striemen von den Geißelungen länger als drei Wochen an ihrem Körper. Um sie an eine größere Entfagung zu gewöhnen, nahm er ihr die Dienerinnen, die ihr besonders lieb waren, und gab ihr unfreundliche Gefährtinnen, die sie oft wegen Ungehorsams verklagten. Dann erduldet sie willig die Schläge und Backenstrieche von Meister Konrad. Lange ertrug ihr schwacher Körper die Peinigungen nicht; sie starb mit 24 Jahren.

An diesen Gestalten erfreut uns das tätige Erbarmen mit der Not des Nächsten; aber die Büsserstimmung mit ihrer zwecklosen oder gar schädlichen Enthalttsamkeit und Selbstpeinigung ist mittelalterliche Übertreibung der Frömmigkeit.

6. Verfall des Papsttums und der Kirche.

In den Kreuzzügen waren viele Völker miteinander in Berührung gekommen und hatten erkannt, daß sie alle verschieden waren. Dann erschien es ihnen aber nicht richtig, daß sie alle einen Herrscher hatten. Das mußte der Papst Bonifatius VIII. spüren, als er um 1300 forderte, daß die ganze Menschheit dem Papst gehorchen solle. Zuerst kam es mit dem König von Frankreich zum Streit. Dieser nahm ihn kurzerhand gefangen. Über 70 Jahre haben die Päpste dann in französischer Gefangenschaft gelebt. In der Zwischenzeit wählten auch die Römer ihren eigenen Papst. Beide, der französische und der römische, erließen Befehle an die ganze Christenheit und verhängten den Bann. Da gehorchte man schließlich keinem mehr. Mit dem Ansehen des Papstes ging es damals rasch bergab.

Das lag auch daran, daß die Geistlichen überaus verschwenderisch lebten. Zu seinen Jüngern hatte Christus einst gesagt: „Ihr wisset, daß die

weltlichen Fürsten herrschen, und die Mächtigen unter ihnen haben Gewalt. Aber so soll es unter euch nicht sein, sondern welcher will groß sein unter euch, der soll euer Diener sein.“ Arm waren die Apostel durch das Land gezogen und hatten Gottes Wort verkündigt. Aber in kostbaren Gewändern, hoch zu Ross, umgeben von einem prächtigen Gefolge, so konnte man jetzt den Bischof auf der Straße sehen, auf der Jagd war er häufig anzutreffen. Besonders glänzend war es am Hofe des Papstes, der sich mit königlicher Pracht umgab.

Dafür brauchte er viel Geld. Das verschaffte er sich durch Steuern. Setzte er einen Bischof ein, so mußte der einen Teil der Jahreseinkünfte nach Rom abführen, große Summen verlangte er für die Ernennung zum Erzbischof, wandte sich jemand mit einer Bitte nach Rom, so mußte er dafür bezahlen. Ja, sogar der Ablass wurde zur Gewinnung von Geldern benutzt. Sobald ein Papst Geld brauchte, schrieb er einen Ablass aus und ließ ihn durch Prediger an die Leute verkaufen. Auf diese Weise erwarben Papst und Kirche viel Geld. Die Fürsten aber waren unwillig, daß der Reichtum aus ihren Ländern nach Rom strömte; und als die römischen Geldforderungen immer größer wurden, forderte man bald ganz allgemein eine Beseitigung der Mißstände (Reformation) in der Kirche.

7. Die Vorläufer der Reformation.

Zunächst waren es einzelne, die gegen die Schäden der katholischen Kirche ankämpften. Der französische Kaufmann Petrus Waldus nahm besonders an dem üppigen Leben der Geistlichen Anstoß. Er selbst verschenkte ähnlich wie Franz von Assisi sein großes Vermögen an die Armen und forderte, daß jeder Christ so leben solle, wie es in der heiligen Schrift stünde. Er ließ deshalb die lateinische Bibel, die die meisten nicht verstanden, in seine Muttersprache übersetzen und schickte zu zweien seine Boten aus, Männer und Frauen, die, arm wie die Apostel, im Lande umherzogen und das Evangelium predigten. Überall fanden sie Anhänger, selbst bei uns in Ostpreußen, obwohl die katholische Kirche diese Abtrünnigen (Ketzer) blutig verfolgte.

Genau so wie Petrus Waldus machte es in England Johann Wiclif. Auch er übersetzte die Bibel in seine Muttersprache und sandte fromme Männer aus, die das Wort Gottes predigten. Und nun erfuhren die Leute, daß vieles von dem, was die Kirche bisher gelehrt hatte, gar nicht in der heiligen Schrift stand. Nirgends war dort eine Ohrenbeichte geboten, nirgends eine Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligenbilder gefordert, nirgends gesagt, daß beim Abendmahl der Priester allein den Kelch erhalten sollte.

Die Lehren Wiclifs drangen durch seine Schüler auch nach Böhmen, wo sie der Rektor der Prager Universität, Johann Hus, kennen lernte. Hus war ein begeisterter Tscheche, der für seinen Volksstamm die Alleinherrschaft in Böhmen erstrebte. Durch dauernde Benachteiligung der Deutschen an der Prager Universität war es ihm schon gelungen, die deutschen Professoren und Studenten zum Wegzuge nach Deutschland zu zwingen. Als nun der römische Papst durch Ablasshandel aus Böhmen Geld zum Krieg gegen einen mächtigen Freund seines Gegenpapstes begehrt, wollte er die Böhmen auch von ihm befreien. Er verbreitete Wiclifs Lehre, predigte gegen den Papst und warb für eine eigene tschechische Kirche. Das wurde

der großen katholischen Kirche doch zu arg. Damals tagte gerade eine Versammlung von Geistlichen aus allen Ländern (Konzil) zu Konstanz am Bodensee. Hier sollte sich Hus verantworten. Lange schwankte er, ob er hingehen sollte. Erst als Kaiser Siegmund ihm freies Geleit versprach, erschien er und wollte seine Lehre verteidigen. Man hörte ihn überhaupt nicht an, fragte ihn nur, ob er widerrufen wolle. „Ich bin kein Sünder“, antwortete Hus, „ich habe die Wahrheit geredet.“ Er wurde zum Feuertode verurteilt. Bei dem Verlesen des Urteils blickte er den Kaiser bedeutsam an und sprach: „Ich habe mich freiwillig zum Verhör gestellt unter Treu und Glauben des hier anwesenden Kaisers.“ Über seine letzten Stunden berichtet ein Domherr aus Konstanz:

„Hus hatte eine Mütze auf dem Kopfe, da standen zwei Teufel gemalt, und dazwischen war geschrieben: Erzbischof aller Ketzer. Während sie ihn hinführten, betete Hus nichts anderes denn: „O Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ Und da er über das Brücklein kam und sah das Feuerholz und das Stroh, fiel er dreimal auf seine Kniee und sprach laut: „O Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner!“ Da er nun in den Ring kam, machte man den Ring weit, und ich fragte ihn, ob er beichten wollte, es wäre da ein Priester, hieß Herr Ulrich Schorand. Da sprach er: „Ja.“ Da rief ich denselben Herrn Ulrich, der kam zu ihm und sprach: „Lieber Herr und Meister, wenn ihr ablassen wollt von dem Unglauben und von der Ketzerei, darum ihr leiden müßet, so will ich euch gern Beichte hören, wollt ihr das aber nicht tun, so wisset ihr selbst wohl, daß in den geistlichen Rechten steht, daß man einem Ketzer eine geistliche Sache weder tun noch geben soll.“ Da sprach Hus: „Es ist nicht not, ich bin kein Todsünder.“ Danach wollte er anfangen zu predigen in deutscher Sprache, das wollte aber Pfalzgraf Ludwig nicht, und er hieß ihn verbrennen. Da ließ sich Hus fröhlich und ohne Zagen an den Pfahl binden. Um den Hals legten sie ihm eine alte rostige Kette, als ob er einer neuen nicht wert wäre; er aber sagte mit lächelndem Munde: „Mein Herr Christus ist mit einer viel härteren Kette meinerwegen gebunden worden, warum wollte ich mich schämen, mit einer solchen alten rostigen Kette gebunden zu werden?“ Unter seine Füße legten sie zwei Bündel Reisig und um seinen Körper viel Holz, Stroh und Reisig bis an den Hals.

Ehe es aber die Henker anzündeten, ritten zu ihm Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall Graf von Pappenheim und ermahnten ihn, von seinem Irrtum abzustehen, seine Lehren und Predigten zu widerrufen. Da fing er an zu sprechen: „Die Wahrheit, so ich gelehret, gepredigt, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinstimmt, will ich behalten, auch mit meinem Tode versiegeln.“ Als die beiden das hörten, schlugen sie die Hände zusammen und ritten davon. Bald zündeten die Henker das Feuer an, und Hus sang: „Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“ Als er aber daselbe zum dritten Male betete, benahm ihm die Lohe die Sprache, und er verschied. Seine Asche aber ward in den Rhein gestreut.“

So haben sich in Frankreich, England und Böhmen beherzte Männer gegen die Papstherrschaft gewandt. Was sie vergeblich versucht hatten, gelang in Deutschland dem Reformator Martin Luther.

III. Die Geschichte der Reformation.

1. Luthers Werdegang.

Unser Reformator Martin Luther stammt aus dem Herzen Deutschlands; er wurde am 10. November 1483 zu Eisleben am Fuße des Harzes geboren. Sein Vater war aus dem Bauerndorfe Möhra dorthin gezogen, um sich als Schieferhauer sein Brot zu erwerben. Bald zogen seine Eltern nach Mansfeld, dem Mittelpunkt des dortigen Bergbaus, und gelangten durch Fleiß zu einigem Wohlstand. Hier verlebte Luther seine erste Jugend und erhielt in dem schlichten Elternhause eine rauhe, aber ehrbare Erziehung. Sein Vater wünschte sehnlichst, daß sein Sohn einmal mehr werden sollte als er. So kam der Knabe nach dem Besuch der Mansfelder Stadtschule zu seiner besseren Ausbildung auf die Lateinschule zu Magdeburg und später nach Eisenach, wo Bekannte seiner Mutter wohnten. Gleich anderen Knaben mußte sich Luther sein Brot vor den Thüren durch Kurrende ersingen. Nur in Eisenach hatte er Glück. Der Bube war einer andächtigen Matrone, der Frau Ursula Cotta, in der Kirche durch sein treuherziges Beten und Singen aufgefallen. Da nahm sie ihn in ihr Haus und sorgte für ihn wie eine Mutter.

Aus seiner Jugend teilt uns Luther folgende Erinnerungen mit:

„Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen. Danach ist mein Vater nach Mansfeld gezogen und allda ein Bergmann geworden. Mein Vater ist ein armer Häuer gewesen, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns Kinder erziehen konnte. Sie haben es sich lassen blutsauer werden.

Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floss, und ihr ernstes und gestrenges Leben, das sie mit mir führten, das verursachte mich, daß ich danach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde. Aber sie meintens herzlich gut.

Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich in meinem 14. Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, nämlich des Dompropstes und nachmaligen Bischofs Adolf zu Magdeburg Bruder, der ging in der Barfüßerkappe auf der Breiten Straße umher nach Brot und trug den Saß wie ein Esel, daß er sich zur Erde krümmen mußte. Aber sein Gesellenbruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauenvollen Heiligkeit der Welt einprägte. Sie hatten ihn auch so betäubt, daß er alle andern Werke im Kloster gleich wie ein anderer Bruder tat und sich also zerfastet, zerwacht und zerfastet hatte, daß er ausah wie ein Totenbild, eitel Bein und Haut. Er starb auch bald, denn er vermochte solch strenges Leben nicht zu ertragen.“

1501 kam der Jüngling dann nach Erfurt auf die Universität und verlebte dort im Kreise guter Freunde manche frohe Stunde. Freilich vergaß er auch die Arbeit nicht und begann alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen, versäumte keine Vorlesung und war auch häufig in der Universitätsbücherei anzutreffen. Dort fand er auch einmal eine

lateinische Bibel, die er zuvor nie gesehen hatte, und war erstaunt, darin viel mehr zu finden, als man in den Kirchen von den Kanzeln vorzulesen pflegte. Auf Wunsch des Vaters sollte er Rechtsgelehrter werden, um einmal eine hohe Stellung am Hofe eines Fürsten einzunehmen. Da traten Ereignisse ein, die sein Leben in eine andere Bahn lenken sollten. Er erkrankte einmal schwer, ein Freund starb ihm plötzlich, und als er im Juli 1505 auf der Rückreise von seinem Elternhause in der Nähe von Erfurt von einem Gewitter überrascht wurde, schlug dicht neben ihm ein Blitz ein. Er brach zusammen, und in seiner Herzensangst rief er die Schutzheilige der Bergleute an: „Hilf, heilige Anna, ich will ein Mönch werden.“ Er hielt sein Gelübde und trat ins Augustinerkloster zu Erfurt ein, obwohl seine Freunde ihn zurückzuhalten suchten und sein Vater empört war, weil nun alle die hohen Pläne für die Zukunft seines Sohnes dahin waren. Und doch mußte Luther gerade durch die Klosterzucht hindurch, um zu erkennen, was einer verängstigten Seele wahren Frieden gibt, und um der große Reformator werden zu können.

Der äußere Werdegang als Mönch verlief in den vorgeschriebenen Bahnen. Zuerst hatte er die niedrigsten Dienste im Hause zu verrichten und mit dem Bettelsack Gaben für das Kloster zu erbitten. Und da er es auch mit diesen Pflichten ernst nahm, so bürdete man ihm gern die schwierigsten Aufgaben auf. „Ist je ein Mönch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das werden bezeugen alle meine Klostergefellten, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wenn es länger gewährt hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit. Ich hätte mir durch Fasten, Enthaltensamkeit, harte Arbeit und rauhe Kleidung fast den Tod geholt; denn mein Körper war schrecklich abgemagert und ausgezehrt.“ So sagt er selbst von dieser Zeit. Dann bereitete er sich für den Priesterstand vor und hielt 1507 seine erste Messe. Mit halbversöhntem Herzen besuchte ihn damals sein Vater. Da der Generalvikar seines Ordens, Johann von Staupitz, den Ernst und die Begabung des jungen Mönches erkannte, sorgte er dafür, daß dieser an die neugegründete Universität in Wittenberg berufen wurde. Anfang 1511 wurde Luther im Auftrag seines Ordens nach Rom geschickt. Freudig überwand er die Beschwerden wochenlangender Fußmärsche und fiel dankerfüllt in die Kniee, als er die Türme der heiligen Stadt erblickte; aber enttäuscht sollte er sie wieder verlassen. Denn die römischen Priester achteten auch das Heiligste nicht. Wenn er noch mit andächtiger Stimme seine Messe las, hatten jene sie schon längst beendet und riefen ihm zu: „Schneller, schneller! Mache, daß du fertig wirst!“ Das war ein anderes Rom, als er es sich vorgestellt hatte. Wohl kamen ihm noch keine Zweifel über Papst und Kirche, aber von den römischen Priestern wollte er nichts wissen. Nach Wittenberg zurückgekehrt, trat er wieder in sein Amt an der Wittenberger Universität ein. Er wurde Doktor der Theologie und hielt Vorlesungen.

Das war sein äußerer Lebensgang. Was aber war inzwischen in seinem Innern vor sich gegangen? Er suchte im Kloster den gnädigen Gott, dessen Züriener er im Gewitter erlebt hatte. Und er erprobte die Mittel, die die Kirche ihm anbot. Er versuchte es mit der Möncherei, aber er fühlte, die Sünden wurde er dadurch nicht los. Denn die Kirche lehrte, nur der sei Gottes würdig, wer alle Selbstsucht abgelegt habe und Gott allein liebe. Wenn er sich dann aber prüfte, so fand er immer noch selbstsüchtige Regungen in seinem Herzen. Dann ging er zur Beichte. Denn wiederum sagte die Kirche:

Die Sünden werden vergeben, sobald man sie ernsthaft bereut. Aber hinterher quälte ihn wieder die Frage, ob er denn auch genügend Reue besitze. So brachten ihn seine Gewissensqualen in immer größere Verzweiflung. Von solchen Augenblicken erzählte er später: „Ich kenne einen Menschen, der Höllestrafen oft erduldet zu haben versichert, zwar von ganz kurzer Dauer, aber so furchtbar und so höllisch, daß es keine Zunge aussagen und keine Feder beschreiben und keiner, der es nicht erfahren, glauben kann, so daß er, wenn sie endeten oder eine halbe Stunde, ja nur fünf Minuten dauerten, völlig verging und alle Gebeine zu Asche zu werden schienen. Da erscheint Gott furchtbar erzürnt und mit ihm gleichermaßen alle Kreatur. Da gibt es kein Entfliehen mehr, keinen Trost, weder von innen noch von außen, sondern von allen Seiten nur Anklagen. Dann ruft er den Vers: „Ich bin von deinen Augen verstoßen“ und wagt nicht einmal zu sagen: „Herr strafe mich nicht in deinem Zorn.“

Aus solchen Schmerzen riß ihn wohl das helfende Wort eines Freundes. So sagte sein Beichtvater zu ihm, als er wiederholt ganz törichte Sünden vor ihn brachte: „Du bist töricht. Gott ist nicht gegen dich entbrannt, sondern du gegen ihn.“ Und Staupitz gab ihm, als er wieder einmal an ihn geschrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde“ diese Antwort: „Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen, soll Christus dir helfen; mußt nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Ding eine Sünde machen.“ So wurde er auf die Erlösung durch Christus hingewiesen. Doch hat er die Gewißheit des Heils erst allmählich durch die gründliche Beschäftigung mit der Bibel erhalten. So erzählt er: „Ich war von einem außerordentlichen Eifer erfüllt gewesen, Pauli Brief an die Römer zu studieren. Aber gleich im ersten Kapitel (1, 17) hatte mir das Wort im Wege gestanden: „Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium offenbart.“ Ich haßte nämlich das Wort Gerechtigkeit, weil ich es von der Gerechtigkeit Gottes verstand, vermöge deren er die Sünder straft. Und, obgleich ich als Mönch ganz untadelig lebte, fühlte ich mich doch vor Gott als Sünder mit unruhigstem Gewissen und kriegte durch mein Genußgen keinen gnädigen Gott. Darum liebte ich ihn nicht, nein, ich haßte den gerechten Gott, der die Sünder straft. Denn mir schienen die armen von der Erbsünde ewig verdorbenen Sünder durch das Gesetz der 10 Gebote schon genug von jeder Art Unheil bedrängt, so daß er sie nicht auch noch durch das Evangelium mit seinem Zorn zu verfolgen brauchte, bis ich durch Gottes Erbarmen in fortgesetztem Nachdenken bei Tag und Nacht den Zusammenhang der Worte beachtete und zu begreifen anfang, daß hier die Gerechtigkeit gemeint ist, die man auf Grund des Glaubens von Gott geschenkt erhält. Da fühlte ich mich ganz wie neu geboren und meinte, durchs offene Thor ins Paradies selbst eingetreten zu sein. Da zeigte mir die ganze Schrift ein anderes Gesicht. So wurde mir dieses Wort des Paulus in Wahrheit zur Pforte des Paradieses.“

So hatte Luther einmal die Lehre der katholischen Kirche an sich selbst erprobt, aber vor dem heiligen Gott war ihm all ihr Trost verflogen; immer stand er hilflos als armer Sünder vor dem Zorn Gottes. Dann aber hatte er durch die Bibel an Gottes Güte glauben gelernt. Sein Zorn und Strafe sind in Wirklichkeit schon Liebe. Er stellt unsere Sünde vor uns selbst hin, um uns mit um so reicherer Gnade zu beschenken. Wir müssen nur in unserer Not an seinen Erlösungswillen glauben, den er durch Christus offenbart hat.

Dadurch war die Reformation in Luther selbst schon Wirklichkeit geworden. Denn er verließ sich nur noch auf die Bibel allein und nicht mehr auf die Lehren, die die Kirche zu ihr hinzugegeben hatte. Und er suchte gerecht zu werden, nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch den Glauben. Aber er wußte noch nicht, daß er schon den Boden seiner Kirche verlassen hatte. Es mußten Ereignisse eintreten, die ihm das deutlich machten und ihn zum Reden zwangen. Und solche Gelegenheit kam.

2. Kämpfe und Gefahren.

Der Papst Leo X. wollte die Peterskirche zu Rom ausbauen. Dazu sollten alle Völker ihr Scherflein beitragen. So wurde denn wieder ein Ablass ausgeschrieben, den in Deutschland der Erzbischof von Mainz vertreiben sollte. Dieser hatte sein Amt für viele tausend Gulden vom Papst erhalten und wollte diese Summe ebenfalls aus dem Ablass herauswirtschaften. Den Verkauf der Ablasszettel übertrug er dem Predigermönch Tetzel. Dieser erschien eines Tages auch in der Nähe von Wittenberg. Wie ein Marktschreier pries er seine Ablasszettel an; wenn einer den Ablass kaufe, dann brauche er nicht mehr Reue über seine Sünde zu haben, und wenn einer Geld für einen Verstorbenen gebe, der im Fegfeuer schmachte, dann fahre dessen Seele gleich in den Himmel. Auch für künftige Sünden verkaufte er Ablass. Das merkten sich die Leute, und wenn Luther seinen Beichtkindern ins Gewissen reden wollte, dann zeigten sie ihm ihre Ablasszettel und meinten, sie hätten keine Reue nötig. Da beschloß er, gegen diesen Unfug aufzutreten. Am 31. Oktober 1517 schlug er 95 Streitsätze (Thesen) an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg an. Ablass ohne innere Reue ist Betrug; das war der Grundgedanke seiner Thesen. Darum sagte er: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus sprach: Tut Buße, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen eine Buße sei.“ „Daher irren alle die Ablassprediger, welche verkündigen, daß durch des Papstes Ablass der Mensch von aller Strafe los und selig werde.“ „Jedlicher Christ hat, wenn er aufrichtig in Reue steht, vollkommenen Erlass von Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablassbriefe gebührt.“ „Man lehre die Christen, daß, wer dem Armen gibt oder dem Bedürftigen leiht, besser tut, als wenn er Ablass lösen wollte.“ Durch diesen Thesenanschlag wollte Luther sich keineswegs von der katholischen Kirche trennen, er wollte nur nach der Sitte der Zeit die Gelehrten und Geistlichen zu einer öffentlichen Aussprache über den Ablass herausfordern. Noch glaubte er, der Papst müsse auf seiner Seite stehen, und fühlte sich als treuen Anhänger der katholischen Kirche.

Luther hatte sich geirrt. — In wenigen Wochen waren seine Streitsätze in ganz Deutschland bekannt. Begeistert stimmten die einen ihnen zu, erbittert nahmen die andern Anstoß daran. Heiß wogte der Kampf hin und her. Da wurde der Papst aufmerksam; er wollte Luther nach Rom haben und dort über ihn richten. Doch das duldete der Kurfürst Friedrich der Weise nicht; er fürchtete, man könnte mit Luther ebenso verfahren wie mit Hus. So begnügte sich der Papst damit, mehrere Abgesandte zu schicken, die mit Luther verhandelten. Luther versprach zu schweigen, wenn seine Gegner schwiegen.

Die aber schwiegen nicht. Sein eifrigster Gegner, Doktor Eck aus Ingolstadt, ließ sich mit ihm in eine öffentliche Unterredung in Leipzig ein (1519). Geschickt verstand er es, Luther immer mehr in die Enge zu treiben: „Vieles

von dem, was Ihr lehrt, ist schon von Hus gesagt worden.“ „Das Konzil zu Konstanz hat einige Sätze des Hus verurtheilt, die gar nicht keßerisch waren,“ antwortete Luther darauf. „So glaubt Ihr also, daß ein Konzil irren kann?“ Auf's Äußerste gespannt lauschten alle Zuhörer. Wenn Luther ja sagte, so gehörte er nicht mehr der katholischen Kirche an; denn das war ihr wichtigster Glaubenssatz, daß Konzilien nicht irren können. Mutig antwortete Luther: „Nur die heilige Schrift ist unfehlbar, Konzilien aber können irren.“ Diese Worte brachten die Entscheidung. Er eilte sofort nach Rom. Luther wurde gebannt und aus der Kirche ausgestoßen. Der Bann schadete ihm nicht viel. In manchen Orten hatte er bereits so viele Anhänger, daß man die Bannerklärung nicht mehr öffentlich vorzulesen wagte. Als sie in Wittenberg eintraf, zog er mit Studenten und Professoren vor das Elstertor und verbrannte sie auf einem Scheiterhaufen (10. Dezember 1520). In drei großen Schriften hatte er in demselben Jahre schon vorher das ganze deutsche Volk gegen die Papst- und Priesterherrschaft aufgerufen. „Die Priester sind vor Gott nichts mehr wie jeder andere Christ, sondern alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes und können selbst die Bibel auslegen, sie brauchen weder Papst noch Priester noch Konzil dazu. Warum lassen wir Deutschen uns narren und geben immer wieder Geld nach Rom, wenn man gegen die Türken zu streiten vorgibt; und doch wird nicht ein Heller für den Türkenkrieg verbraucht,“ so stand in der ersten Schrift zu lesen, die er „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ schrieb.

Luther hatte gehofft, durch diese Schrift den neugewählten Kaiser Karl V. auf seine Seite zu bekommen. Diese Hoffnung war vergeblich, denn der regierte nicht bloß in Deutschland, sondern außerdem noch in Oesterreich, Neapel, Sizilien, Spanien und den Niederlanden. Alle diese verschiedenen Länder hatte bisher der katholische Glaube geeint. Die Reformation aber mußte die Bewohner dieses großen Reiches in zwei Lager spalten. So war von vornherein Karl V. als Beherrscher eines Weltreiches ein Verbündeter des Papstes und ein Gegner Luthers.

Den ersten Reichstag hielt der neue Kaiser in Worms ab. Luther wurde vorgeladen. Seine besten Freunde warnten ihn, nach Worms zu gehen, denn sie trauten dem freien Geleit nicht, das der Kaiser ihm zugesagt hatte. Doch Luther schwankte keinen Augenblick. „Und ob in Worms so viel Tensel wären wie Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen!“ Überall, wohin er auf seiner Reise kam, wurde er begeistert aufgenommen, jeder wollte ihn sehen. Am 16. April 1521 traf er in Worms ein, schon am nächsten Tage mußte er vor dem Reichstage erscheinen. Man gestattete ihm nicht, seine Lehre zu verteidigen, sondern fragte ihn wie einst den Hus, ob er seine Schriften widerrufen wolle. Darauf war Luther nicht gefaßt gewesen, deshalb erbat er sich einen Tag Bedenkzeit. Am nächsten Tage hatte er seine Sicherheit wiedergefunden, aufrecht und unerschrocken bekannte er sich vor den versammelten Fürsten zu seiner Lehre: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle, klare Gründe überwunden werde, so kann und will ich nicht widerrufen; sintemal es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“ Einige Fürsten wollten ihn nachträglich noch umstimmen, er blieb fest. So hatte er sich nun auch

vom Kaiser getrennt; dem Bann folgte die Reichsacht. Niemand durfte ihn aufnehmen, jeder ihn mißhandeln oder töten.

Luther hatte seine Freunde, vor allem den Kurfürsten Friedrich den Weisen. Zum Schein ließ der ihn bei seiner Rückreise von Worms überfallen und auf die Wartburg bringen. Als Junker Jörg verkleidet, lebte er hier die nächste Zeit in Sicherheit. Auch seine Anhänger ließ der Kaiser zunächst in Ruhe, da er einen Krieg gegen Frankreich führen mußte. Da konnte Luther eine wichtige Arbeit nachholen, zu der er bisher keine Zeit gehabt hatte. Immer wieder hatte er sich auf die heilige Schrift berufen. Sollte jeder Deutsche sich sein Heil aus ihr schöpfen können, so wie er es selbst getan hatte, so mußte sie ihm in die deutsche Sprache übersetzt werden und zwar so, daß jeder die Worte richtig und leicht verstehen konnte. Darum machte er sich in dieser stillen Zeit an die Übersetzung der Bibel. Er sah „den Heiligen ins Herz“, d. h. er suchte zuerst genau zu ergründen, was die biblischen Schriftsteller eigentlich meinten; und dann „sah er den Leuten aufs Maul“ und wählte solche Worte, wie sie „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, der gemeine Mann auf der Straße“ gebrauchen. So gibt seine Übersetzung den Gehalt der Bibel inhaltsgetreu wieder und ist zugleich aus deutscher Seele neu geboren. Und darum paßt sich seine Sprache dem Inhalt aufs engste an; die innige schlichte Erzählung geht an bedeutsamer Stelle in den Gleichklang und Rhythmus der Rede über, wie sie das deutsche Sprichwort liebt, und erhebt sich an den Höhepunkten zu dichterischem Wohlklang und hinreißender Kraft. Man muß die Worte laut lesen, dann treten alle Schönheiten der Sprache heraus. Das Neue Testament war schon im September 1522 gedruckt. Beim Alten Testament ging es langsamer. Zwar halfen ihm seine gelehrten Freunde, besonders Melanchthon. Aber Luther klagte: „O Gott, welch eine große und schwere Mühe bereitet es doch, die hebräischen Schriftsteller gegen ihren Willen zum Deutschreden zu zwingen.“ „Uns ist wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen kunden fertigen.“ Seine Bibel fand eine ungeheuer schnelle Verbreitung; bis zu seinem Tode erschienen im ganzen 377 Auflagen. Und während vor ihm die Ober-, Mittel- und Niederdeutschen ganz verschiedene Mundarten hatten und sich nur sehr schwer verständigen konnten, lernten sie jetzt alle die mittelhochdeutsche Sprache Luthers reden.

In der Zwischenzeit waren in Wittenberg unruhige Männer aufgetreten, die mit einem Male allen Brauch im Gottesdienste ausrotten wollten. Zu ihnen gesellten sich Schwarmgeister aus Zwickau und reizten das Volk auf. Man stürmte in die Kirchen und zerstörte gewaltsam alle Bilder. Andere wollten sogar keine Prediger mehr, verwarfen die Kindertaufe und eiferten selbst gegen die Bibel. Darüber kam es zum Aufstand, und keiner wußte sich Rat. Als Luther von solchem Wesen hörte, kümmerte er sich nicht darum, daß er in der Acht war und verließ die Wartburg. Zwar wollte der Kurfürst ihm aus Angst für sein Leben die Reise verbieten. Aber Luther kehrte sich auch daran nicht, sondern schrieb: „Ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habe auch nicht im Sinne, von Eurer Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halt, ich wollt Euer Kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnten.“

Er kehrte nach Wittenberg zurück und stellte in acht Tagen durch seine gewaltigen Predigten Ruhe und Ordnung wieder her.

Gefährlicher wurde ein anderer Aufstand. Von der Freiheit des Christenmenschen hatte Luther in der letzten seiner drei großen Schriften aus dem Jahre 1520 gesprochen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untetan.“ Das lasen die Bauern; sie dachten nicht daran, daß Luther von der Glaubensfreiheit gesprochen hatte, und begehrten ihre wirtschaftliche Freiheit. In zwölf Artikeln stellten sie ihre Forderungen auf, sie wollten freie Jagd, freien Fischfang, freien Holzschlag, Abschaffung der Leibeigenschaft und Erleichterung der harten Fronendienste. Da viele ihrer Forderungen nicht ungerecht waren, mahnte Luther die Fürsten und Herren zur Nachgiebigkeit. Aber diese dachten nicht daran. Es wäre jetzt auch zu spät gewesen. An vielen Orten hatten sich die Bauern zusammengerottet, die Gutshöfe in Brand gesteckt, ihre Herren ermordet. Da wandte sich Luther schweren Herzens von ihnen ab und forderte die Fürsten auf, „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ zu kämpfen. Die Bauern wurden bald besiegt, doch ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Luther hatten sie verloren.

Ursprünglich hatte Luther daran gedacht, daß die Gemeinden ihre Angelegenheiten selbst ordnen und verwalten sollten; aber die Wittenberger Unruhen und noch mehr die Bauernkriege hatten ihm zu seinem größten Schmerz gezeigt, daß das Christenvolk infolge der Unmündigkeit, in der die katholische Kirche es bisher gehalten hatte, nicht reif war und erst in langsamer Erziehungsarbeit dazu fähig gemacht werden mußte. Nun wären wohl zunächst die geistlichen Fürsten berufen gewesen, die kirchliche Führung zu übernehmen. Die aber fürchteten für ihre Ämter. Sie schlossen sich sogar 1524 zu Regensburg mit dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand von Österreich, den bayrischen Herzögen und dem Erzbischof von Salzburg zu einem Gegenbündnis gegen die Reformation zusammen und schufen dadurch die endgültige Spaltung Deutschlands in zwei Konfessionen. Luther mußte sich also vorläufig auf die Landesfürsten stützen, die die Reformation in ihren Ländern durchführen wollten. Das hatte nun freilich den Nachteil, daß das Kirchenvolk unter dem landesherrlichen Kirchenregiment für lange Zeit unmündig blieb und die deutsch-evangelische Kirche in lauter kleine Landeskirchen zersplittert wurde; aber es blieb Luther kein anderer Weg übrig.

So wurde nun in den Ländern reformationsfreundlicher Fürsten die neue Ordnung eingeführt. Der Kaiser konnte sie daran nicht hindern, denn er hatte in dieser Zeit dauernd mit auswärtigen Mächten zu kämpfen, und da er dazu die Hilfe der deutschen Fürsten brauchte, war ein milder Reichstagsbeschluß zustande gekommen, sie dürften so handeln, wie sie es sich vor Gott und dem Kaiser zu verantworten getrauten. Überall trat nun im Gottesdienst die deutsche Predigt in den Mittelpunkt, die katholische Messe wurde in die ursprüngliche Abendmahlsfeier mit der Austeilung von Brot und Wein zurückverwandelt, und der Gemeinde wurde der Gesang zurückgegeben. Da es aber an deutschen Kirchenliedern fehlte, übersetzte Luther geeignete lateinische Gesänge ins Deutsche, dichtete Psalmen, Bibelfstellen oder deutsche Lieder um und schuf selbst neben seinen Freunden auch neue. 1524 erschien ein Gesangbüchlein mit acht Liedern, bald danach das „Geistliche Gesangbüchlein“, das schon 24 Lieder von Luther enthielt. Die

Liebingslieder der Evangelischen sind das Kampf- und Siegeslied der deutschen Reformation: „Ein feste Burg“ und das kindertümliche Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ geworden. Der Stettiner Prediger Nikolaus Decius dichtete das Trinitatislied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, und der Kantor Nikolaus Hermann aus Joachimstal in Böhmen das vielgesungene Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich“. Gerade diese Lieder förderten das Werk der Reformation ganz außerordentlich. „In Haus und Werkstatt, auf Gassen, Märkten und Feldern wurden sie gesungen, und mit Recht hat man gesagt, das deutsche Volk habe sich in die Reformation hineingesungen. Es kam vor, daß Mönche die Kanzel bestiegen, um zu predigen, und daß die versammelte Gemeinde dann plötzlich ein Lied Luthers anstimmte und damit das Zeichen zur Einführung der neuen Lehre gab.“

Aber es gab noch mehr zu tun. Auf einer Kirchen- und Schulvisitation, die Luther von 1527—29 in Kursachsen unternahm, lernte er die Unwissenheit der Bauern, aber auch vieler Geistlicher kennen. Da schrieb er seinen großen und kleinen Katechismus, den großen für die Pfarrer und den kleinen für die Hausväter, damit sie ihrem Gesinde und ihren Kindern daraus vorlesen sollten. So hatte Luther binnen wenigen Jahren seinen evangelischen Deutschen die drei wertvollsten Bücher geschenkt: die deutsche Bibel, das Gesangbuch und den Katechismus. — Damit die Jugend noch besser im Christentum unterwiesen werden könnte, gab er den Städten den Rat, Schulen einzurichten, und befahl den Pfarrern und Küstern, auch auf dem Lande die Kinder im Katechismus zu unterrichten. — Auch das deutsche Pfarrhaus hat Luther gegründet; denn im Jahre 1525 verheiratete er sich mit Katharina von Bora, einer früheren Nonne. Nun folgten viele andere Geistliche seinem Beispiel, die es vorher nicht gewagt hatten.

3. Die Ausbreitung der Reformation.

Die evangelische Kirche in Gefahr. Nach dieser Neuordnung stand die evangelische Kirche schon einigermaßen gefestigt da, als die Angriffe gegen sie einsetzten. Sie begannen in dem Augenblick, in dem der Kaiser in seinen Kriegen etwas freie Hand bekam und sich wieder den deutschen Verhältnissen zuwenden konnte. Schon auf dem Reichstag zu Speyer (1529) hatte sich die Lage für die Evangelischen bedrohlich gestaltet. Da die Vertreter der katholischen Partei in der Mehrheit waren, setzten sie ihre Wünsche durch; niemand sollte mehr der neuen Lehre beitreten dürfen; jeder sollte sich in geistlichen Dingen wieder dem Bischof unterwerfen, an die Stelle der deutschen Predigt sollte wieder die lateinische (Messe) treten. Gegen diese gefährlichen Beschlüsse erhoben die Evangelischen Einspruch; sie protestierten. Seit diesem Tage nennt man sie auch Protestanten.

Es sollte bald noch schlimmer werden. Für das nächste Jahr (1530) berief Karl V. einen neuen Reichstag nach Augsburg. Er hatte versprochen, die Ansichten beider Parteien, der Katholiken und Protestanten, in Ruhe anhören zu wollen. Die Anhänger Luthers beschloßen, die wesentlichen Punkte der neuen Lehre in einer Bekenntnisschrift (Augsburger Konfession) zusammenzustellen. Melancthon, Luthers bester Freund und Professor an der Wittenberger Universität, hatte sie ausgearbeitet und mußte sie in Augsburg vertreten. Seiner versöhnlichen, fast ängstlichen Gelehrtennatur

lag der Kampf nicht. So hatte er in dieser Schrift alles vermieden, was bei den Katholiken Anstoß erregen konnte. Er wollte vor allen Dingen nachweisen, daß die Protestanten keine neue Kirche gründen, sondern nur die alte Kirche wiederherstellen wollten, wie sie in ihren Anfängen gewesen war. Sein Entgegenkommen nutzte nichts. Der Kaiser hörte kaum hin, als die Augsburger Konfession verlesen wurde. Unter den Männern, die sie zu prüfen hatten, befand sich auch Dr. Eck. Da war es selbstverständlich, daß sie von Anfang bis zu Ende verworfen wurde. Der Kaiser befahl, gegen die Evangelischen mit aller Strenge vorzugehen. Jetzt schien es bitter Ernst werden zu wollen. Für diese Zeit kommender Not taten sich die Anhänger der Augsburger Konfession zu dem Schmalkaldischen Bunde zusammen, um ihren Glauben zu schützen.

Die Reformation in Brandenburg. Trotz aller Hemmungsversuche breitete sich die Reformation immer mehr aus. Auf das Kurfürstentum Sachsen folgten sehr bald Hessen und die meisten norddeutschen Städte; auch Pommern wurde evangelisch. Große Bedeutung hatte die Einführung der Reformation in Brandenburg. Der Kurfürst Joachim I. war bis zu seinem Tode (1535) der neuen Lehre abgeneigt gewesen, weil er darin nur eine Auflehnung gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit erblickte. Da mußte er es erleben, daß der neue Glaube in seiner Familie festen Fuß faßte. Seine Gemahlin Elisabeth war schon lange Anhängerin der Reformation und ließ sich schließlich (1527) das Abendmahl nach lutherischem Brauch reichen. Der Kurfürst zürnte heftig. Aber sie wollte ihren Glauben nicht aufgeben und sah sich gezwungen, um ihrer Sicherheit willen zu fliehen. Viele Untertanen traten ebenfalls teils offen, teils heimlich zur Reformation über. Auch Kurfürst Joachim II. neigte ihr zu, und nur die Rücksicht auf seinen Vater veranlaßte ihn, mit dem Abtritt einige Zeit zu warten. Endlich ließ er sich am 1. November 1539 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen. Seinem Beispiel folgten der märkische Adel und der Rat der Stadt Berlin.

Die Reformation in Ost- und Westpreußen. Eine große Freude bereitete unserm Reformator das ostpreussische Land. Im Jahre 1523 hatte Luther bereits an die Ordensritter ein Sendschreiben gerichtet, sie sollten ihren Orden auflösen, da das mönchische Leben unnatürlich sei. Sie könnten als Landsassen und Untsleute ohne Nahrungsorgen leben und würden als ordentliche Eheleute manchem geistlichen Herrn ein gutes Vorbild geben und den Menschen angenehmer sein: „Mir ist schier kein Zweifel, es würden auch mancher Bischof, Abt und andere geistliche Herren zur Ehe greifen, wenn sie nur die ersten nicht wären und die Bahn zuvor wohlgebahnt und solches freien gemein wäre geworden, daß es nimmer Schande oder Gefahr hätte, sondern löblich und ehrlieh vor der Welt wäre. Nur frisch und getrost hinan, Gott vor Augen gesetzt in rechtem Glauben und der Welt, ihrem Rumpeln, Scharren und Poltern den Rücken gekehrt, nicht hören noch sehen, wie Sodom und Gomorra hinter uns versinken oder wo sie bleiben.“ In demselben Jahre noch war der Hochmeister Albrecht von Brandenburg mit Luther zusammengekommen. Albrecht hatte seinem Lehnsherrn, dem Könige von Polen, den Lehnseid verweigert und stand mit ihm im Kriege. Da er vergeblich bei den deutschen Fürsten Hilfe suchte, war er auch zu Luther gekommen. Der schrieb über diese geheime Unterredung an seinen Freund Briefmann: „Als ich zuerst mit Markgraf Albrecht,

Hochmeister des Deutschordens, redete und er mich wegen der Regel seines Ordens um Rat fragte, habe ich ihm geraten, er solle jene törichte und verkehrte Regel verachten, eine Gemahlin heimführen und Preußen in ein weltliches Herzog- oder Fürstentum verwandeln. Dasselbe hat nach mir auch Melanchthon geraten. Darauf hat jener gelächelt, aber nicht geantwortet. Inzwischen sehe ich, daß der Rat ihm gefallen und daß er sein baldiges Zustandekommen wünscht.“ Tatsächlich befolgte der Hochmeister Luthers Rat und nahm im Frieden zu Krafau Preußen als weltliches Herzogtum unter polnischer Oberhoheit aus der Hand des Polenkönigs (1525).

Inzwischen aber war die Reformation in Preußen bereits eingeführt worden. Noch im Jahre 1523 war der erste evangelische Prediger Johannes Briefmann als Geistlicher der Domkirche nach Königsberg gekommen und hatte den Bischof von Samland Georg von Polenz im lutherischen Glauben unterweisen müssen. Der hielt nun als erster Bischof Deutschlands am Weihnachtsfeste in der Domkirche eine Reformationspredigt und sagte seinen Zuhörern, daß sie sich fortan nur an das Evangelium und nicht mehr an allerlei Menschentand zu halten hätten. Auch sollte fortan nur noch in der Landessprache getauft und gepredigt werden. Damit war die Reformation im Bistum Samland eingeführt. Seinem Beispiel folgte ein Jahr später auch Erhard von Queiß, der Bischof von Pomesanien. Beide Bischöfe gaben bei der Umwandlung Preußens in ein Herzogtum die weltliche Gewalt in ihren Bistümern an Albrecht ab und behielten nur ihre geistlichen Rechte. Sowohl Herzog Albrecht wie auch Polenz folgten damals dem Beispiele Luthers und heirateten. Zur Durchführung der Reformation berief man nun Prediger, deren bedeutendster der Kirchenliederdichter Paul Speratus war, der auch das erste ostpreussische Gesangbuch herausgab, und veranstaltete allenthalben Kirchenvisitationen. Albrecht ließ Luthers Katechismus auch in die masurische und litauische Sprache übersetzen und befahl den Geistlichen, das Volk fleißig darin zu unterrichten. Er nahm auch bereits vertriebene Evangelische auf. So siedelte er mehrere tausend Holländer, die wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, im Oberland an (Pr. Holland). Im Jahre 1544 richtete er die Universität zu Königsberg ein. Nun konnten Geistliche in der Heimat ausgebildet werden, vor allem auch solche, die die litauische und masurische Sprache beherrschten.

Luther war über den Lauf der Dinge hocherfreut und schrieb dem Bischof Polenz: „Dir ist die fast einzigartige wunderbare Gabe geschenkt, daß du nicht nur das Wort Gottes vor aller Welt gläubig annahmst, sondern es auch in bischöflicher Amtsgewalt frei und offen bekanntest und verkündigtest, für seine Verkündigung in deiner Diözese Sorge trugst und für die, welche am Wort Gottes arbeiten, hochherzig Unterhalt beschafftest. Es ist wahrlich ein Wunder! In vollem Lauf und mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen, wohin es nicht gerufen und wo es nicht begehrt wurde, während es in Ober- und Niederdeutschland, wohin es von selbst kam, mit rasendem Ingrimme geschmäht, zurückgewiesen und verstoßen wird.“ Auch erzählte man sich später folgende kleine Geschichte: „Es kommt ein Bettler aus Preußen nach Wittenberg und singt das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her“ (von Speratus) vor des D. Luthers Thür. D. Luther höret ihm mit Fleiß zu, bis es der Bettler ausgesungen. Weil er aber nicht bald alles hat vernehmen können, gibt er dem Bettler eine Gabe und befiehlt ihm, solches noch einmal zu singen. Wie er es verrichtet, fragt ihn Luthers,

von wannen er komme und wo er das Lied gelernt. Der Bettler antwortet, er komme aus Preußen, allwo dieses Lied in der Kirchen oft gesungen wurde, da gingen D. Luthers die Augen vor Freude über, daß Gott diesem Lande so gnädig wäre und selbiges in Erkenntnis seines Wortes so weit hätte kommen lassen.“ So war fast ganz Ostpreußen in kurzem ein evangelisches Land geworden.

In Westpreußen, das damals zu Polen gehörte, fand die evangelische Lehre ebenfalls überall begeisterte Anhänger. Fast die gesamte Bevölkerung, allen voran die Städte, wurden protestantisch. In Danzig setzte man schon 1525 den katholischen Rat ab; Elbing und Thorn folgten. Nur im Ermland wußte der Bischof Hosiuz den evangelischen Glauben dauernd zu unterdrücken.

4. Luthers Familienleben und Tod.

Das häusliche Leben. So hatte Luthers Lehre bereits weite Gebiete erobert. Es war natürlich, daß man ihn in allen schwierigen Fällen um Rat fragte. Da kamen täglich Briefe von Fürsten, Städten und einzelnen Personen. Die Entscheidung war oft nicht leicht, meist verantwortungsvoll, denn wie er entschied, so wurde es ausgeführt. Auf diese Weise wuchs seine Arbeitslast von Jahr zu Jahr. Von allen Mühen erholte er sich im Kreise seiner Familie. Und seine Frau Käthe sorgte gar trefflich für sein Wohl. Die Sorgen der Wirtschaft nahm sie ihm ab und hielt gute Ordnung darin. Sie mag wohl manchmal geseufzt haben, wenn die Gäste, die den berühmten Mann sehen wollten, zu zahlreich wurden oder der gutmütige Luther einem Hilfsuchenden von dem bescheidenen Einkommen zuviel geschenkt hatte; sie mußte das durch um so größeren Fleiß im Hauswesen wieder zurechtbringen. Große Freude hatte er an seinen Kindern. Es ist erstaunlich, wie der überlastete Mann noch die Zeit fand, mit seinen Kindern zu scherzen. Als der Reichstag zu Augsburg tagte und Luther auf der nahen Coburg — als Geächteter durfte er nicht selbst den Reichstag besuchen — die Verhandlungen verfolgte, hatte er doch noch die Muße, seinem vierjährigen ersten Sohn Hänschen einen Brief zu schreiben; darin stand: „Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Apfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne, kleine Pferdchen mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen Garten der ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.“ Auch Schmerzen blieben Luther nicht erspart. Das zweite Kind starb bereits nach einem halben Jahre und das dritte, sein liebezendes Lenchen, im dreizehnten Jahre. Da sie in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vor dem Bett in die Kniee und weinte bitterlich. Als sie in den Sarg gelegt wurde, sprach er: „Du liebes Lenchen, du wirst wieder aufstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie eine Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig.“ Noch drei weitere Kinder wurden ihm geboren. Die jüngste Tochter Margarete heiratete den ostpreußischen Edelmann Georg von Kunheim. Sie zog mit ihm nach Ostpreußen auf sein Gut Knauten im Kreise Pr. Eylau. Sie ruht vor dem Altar der nahe gelegenen Kirche zu Mühlhausen; dort hängt auch ihr Bild, ein Werk des Malers Cranach des Jüngeren, zusammen mit dem Bild ihres Vaters Luther, das der ältere

Eranach gemalt hat. Auch Luthers ältester Sohn war in Ostpreußen. Er hat in Königsberg auf Kosten des Herzogs Albrecht studiert und liegt auch dort begraben.

Das Ende Luthers. Luther hatte zeitlebens viel mit Krankheiten zu kämpfen gehabt, so daß er sich oft recht alt vorkam. Im Januar des Jahres 1546 reiste er auf die Einladung der Grafen von Mansfeld nach Eisleben, um dort einen Streit, der in ihrer Familie ausgebrochen war, zu schlichten. Es machte ihm viel Freude, daß es ihm gelang, die streitenden Brüder zu versöhnen und daß er seine alte Heimat und seine Verwandten wiedersah. Eines Tages erkrankte er, und obgleich ihn seine Söhne liebevoll pflegten, nahm die Schwäche zu. Die Schmerzen wurden immer heftiger, und in der Nacht vom 17. zum 18. Februar war es gewiß, daß es mit ihm zu Ende ging. Sein letztes Gebet war: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du treuer Gott.“ Seine Freunde fragten ihn danach, ob er auf Christus und die Lehre, die er gepredigt habe, sterben wolle. Laut vernehmlich antwortete er mit einem „Ja“ und entschlief am Morgen des 18. Februar. In der Schloßkirche zu Wittenberg ist er zur letzten Ruhe gebettet. Von hier war die Reformation ausgegangen. Fast 30 Jahre waren darüber vergangen.

5. Die Entstehung der reformierten Kirche.

Ulrich Zwingli. Ulrich Zwingli, nur ein Jahr jünger als Luther, wurde der Reformator der deutschen Schweiz. Er war zuerst Priester in Maria Einsiedeln. Dorthin pilgerten die Leute in Scharen zu einem Marienbilde, aber sie zeigten keine Reue über ihre Sünden, sondern dachten, wenn sie die Wallfahrt unternähmen, sei alles wieder gut. Als er dann Pfarrer in Zürich war, gings ihm ähnlich wie Luther. Die Menschen kauften von einem Ablassprediger Ablassbriefe und glaubten sich dadurch von Sünden frei. Das mochte er nicht länger leiden, denn durch eifriges Bibellesen hatte er erfahren, was der Herr Jesus wollte. Da trat er vor den Rat und machte ihm Vorschläge für den Gottesdienst. Der stimmte ihm zu, und nun ging er sofort viel schärfer vor als Luther. Man entfernte aus der Kirche alle Altäre, Kreuze und Orgeln. Aus der lateinischen Messe wurde eine Abendmahlsfeier mit gedeckten Tischen. In einem Teile der Schweiz breitete sich Zwinglis Lehre aus. Aber im Streit mit den Katholiken der deutschen Schweiz kam es zum Kampf. Zwingli wurde in der Schlacht bei Kappel 1531 erschlagen.

Johann Calvin. Das Werk Zwinglis hat Calvin fortgesetzt und vollendet. In Frankreich 1509 geboren, studierte er in Paris die Rechte. Dort lernte er Luthers Schriften kennen, sah lutherische Märtyrer mit außerordentlicher Glaubenstreue unter König Franz I. den Märtyrertod erleiden und erlebte eine plötzliche Bekehrung. „Gott hat plötzlich,“ so schrieb er, „meine Bekehrung gewirkt, plötzlich mein Herz dem Gehorsam seines Willens unterworfen.“ Wegen seiner evangelischen Überzeugung mußte er nach der Schweiz fliehen. Zufällig kam er auch nach Genf und wollte ursprünglich nur eine Nacht dort bleiben. Aber der dortige Reformator Farel, der mit der leichtfertigen Stadt nicht fertig wurde, beschwor ihn, Genf nicht zu verlassen: „Du schüttest deine Studien vor; aber im Namen des allmächtigen Gottes verkündige ich dir: Gottes Fluch wird dich treffen, wenn du uns in dem Werke des Herrn deine Hilfe versagst.“ Durch diese

schreckliche Drohung wurde Calvin in Genf zurückgehalten, „gerade so, als ob Gott vom Himmel mit seiner furchtbaren Hand ihn ergriffen hätte.“

In den Hauptstücken seiner Lehre war er mit Luther einig. Auch für ihn war die Bibel die alleinige Quelle des Glaubens und Richtschnur des Lebens; auch er sagte, daß der Mensch nur durch den Glauben an Jesus vor Gott Gnade fände. Aber Luthers Glaube an die väterliche Huld Gottes hatte etwas Frohes und Freies. Der hatte ihm in allen Nöten und Gefahren Mut, aber auch zugleich die Freudigkeit gegeben, am Mitmenschen in freier Liebe zu vergelten, was er von Gott erfahren hatte. Er stellte deshalb auch keine bindenden Gesetze für Sittenzucht und Gottesdienst auf und meinte auch noch nach den Erfahrungen mit den Bilderstürmern und Bauern: „Wenn man Menschen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Formen wären bald gefunden und die Gottesdienstordnungen leicht entworfen.“ So konnte er auch von den Einrichtungen der katholischen Kirche alles übernehmen, was nicht der Bibel widersprach. Die Lehre Calvins ist ernster. Nicht auf des Menschen Heil kommt es an, sondern auf Gottes Ehre. Deshalb trat bei ihm der Glaube an die väterliche Güte Gottes zurück und die Ehrfurcht vor dem unnahbaren Gott voran. Er meinte sogar, daß Gott von Anfang einen Teil der Menschen zum Heil, den andern zur Verdammnis vorherbestimmt habe, um an ihnen sein Erbarmen oder seine Gerechtigkeit zu offenbaren. Die ersteren hätten nun aber auch die Pflicht, im persönlichen und öffentlichen Leben für Gottes Ehre zu wirken.

Das sollte nun in Genf Wirklichkeit werden. Zunächst wurden aus den Gotteshäusern Bilder, Kruzifixe, Altäre und Orgeln entfernt. Gesungen wurden nur noch Psalmen, die man in Verse gebracht hatte. Gegen Putz und Vergnügungssucht, Tanz, Kartenspiel und Trunkenheit wurde streng vorgegangen. Zwar sorgten die Unzufriedenen dafür, daß Calvin vertrieben wurde; aber im Jahre 1541 holte man ihn wieder zurück. Nun übertrug er auch den Laien kirchliche Ämter, damit sie in die Häuser gehen und über Sitten und kirchliches Leben wachen sollten. Gegen Widerspenstige wurde mit strengen Zuchtmitteln, sogar mit der Todesstrafe vorgegangen. So wuchs in dieser Stadt ein ernstes, fleißiges und sittenstrenges Geschlecht heran. Und während in den lutherischen Gegenden der Staat die kirchlichen Dinge regelte, lernte hier die Gemeinde, die kirchliche Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen. Das wurde nun überall dort von Bedeutung, wo die Reformation vom Staate bekämpft wurde. Darum geschah es auch, daß das reformierte Bekenntnis Calvins in Frankreich, den Niederlanden, England, Schottland, und zum Teil auch in Polen, Böhmen und Ungarn Eingang fand. Denn hier mußten die Gemeinden ihre Glaubensangelegenheiten selbst durchführen und gegenüber dem Staate verteidigen. In Deutschland fand der Calvinismus besonders in der Pfalz eine Stätte. Dort wurde die reformierte Lehre in dem Heidelberger Katechismus zusammengestellt, der bei allen Reformierten Deutschlands noch heute Geltung hat.

6. Die Gegenreformation.

Der Augsburger Religionsfrieden. Durch Luther und Zwingli hatte die katholische Kirche den größten Teil ihrer Anhänger in Deutschland und der Schweiz verloren. Da machte Kaiser Karl V. noch einmal den Versuch, die evangelische Sache auszurotten. Durch Verrat eines evangelischen Fürsten, der nach der Kurwürde strebte, des Herzogs

Moritz von Sachsen, gelang es ihm, den Schmalkaldischen Bund in dem sogenannten Schmalkaldischen Kriege (1546—47) zu besiegen. Als er nun aber daran ging, den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder einzuführen, da schlug dem zum Kurfürsten ernannten Moritz von Sachsen das Gewissen. Mit seinem Heere bedrängte er den Kaiser und zwang ihn zum Augsburger Religionsfrieden (1555). Es erhielten die Lutheraner, aber nicht die Reformierten freie Religionsübung, das heißt, es konnten die Fürsten und Städte in ihrem Gebiet zwischen Katholizismus und Luthertum wählen, die Untertanen aber nicht; sie mußten sich fügen oder auswandern. Ein endgiltiger Friede war das nicht, denn die katholische Kirche gab die verlorenen Gebiete nicht auf, sondern rüstete sich zur Gegenreformation.

Das Konzil zu Trient. Zunächst ging sie auf dem nach Trient berufenen Konzil daran, die groben Mißstände zu beseitigen. An dem leichtfertigen Leben der Geistlichen hatte man am meisten Anstoß genommen. Deshalb wurde jetzt dafür gesorgt, daß diese Klagen in Zukunft verstummen. Sodann wurde der katholische Glaube im Gegensatz zur Lehre Luthers festgelegt. Für Luther war die Bibel die alleinige Quelle des Glaubens, das Konzil zu Trient setzte neben die Bibel auch noch die Tradition, das heißt alle Lehren, die auch in späterer Zeit von der Kirche oder dem Papste hinzugegeben wurden. (Dies wurde im Jahre 1870 noch durch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes erweitert: wenn der Papst in Sachen des Glaubens oder der Sitte von Amts wegen redet und entscheidet, ist er unfehlbar.) Luther glaubte, daß die Rechtfertigung des Sünders allein durch sein gläubiges Vertrauen auf die göttliche Gnade zustande käme. Diese Lehre wurde verflucht und gesagt, zur Rechtfertigung gehörten auch noch die guten Werke (Almosengeben, Beten, Fasten). Verflucht wurde ferner die Lehre, daß es nur zwei von Christus eingesetzte Sakramente gäbe, und die Siebenzahl der Sakramente (Taufe, Firmung, Abendmahl, Buße, letzte Ölung, Ehe und Priesterweihe) als richtig anerkannt. Die Verehrung der Maria als Mutter Gottes, der Heiligen und ihrer Bilder wurde geboten. Alle diese Lehren wurden im „römischen Katechismus“ für das Volk zusammengestellt; er sollte dem Katechismus Luthers entgegenwirken.

Der Jesuitenorden. Im Kampf gegen die Ketzer wurde der treueste Helfer des Papstes der Jesuitenorden oder die Gesellschaft Jesu. Ignatius von Loyola, ein spanischer Edelmann, war der Stifter. Er war einst schwer verwundet worden und hatte auf seinem Krankenlager zufällig ein Leben Jesu und Heiligenlegenden in die Hände bekommen. Da er wegen seiner Verwundung dem Ritterdienst entsagen mußte, so trieb ihn sein Ehrgeiz, es jenen Heiligen gleichzutun. Anfangs hatte er den Plan, im heiligen Lande Ungläubige zu bekehren; aber nach gründlichem Studium der Theologie erhielt er mit seinen Gesinnungsgenossen vom Papste den Auftrag der Ketzerbekämpfung (1540). So ging der neue Orden der „Gesellschaft Jesu“ daran, die durch die Reformation verlorenen Gebiete Europas der katholischen Kirche zurückzuerobern. Von jedem Mitgliede wurde unbedingt Gehorsam verlangt. Jeder hatte den Befehl des Oberen so zu erfüllen, als ob er ein Leichnam wäre. Sprach die Stimme seines Gewissens dagegen, so hatte er es zum Schweigen zu bringen. Erschien einer nicht ganz sicher, so wurde er genau überwacht. Nur gesunde und begabte Männer wurden aufgenommen und erst nach langjähriger Ausbildung und Erprobung

in den Dienst entlassen. Bald entfalteten die Jesuiten auch in Deutschland eine rührige Tätigkeit. Überall gründeten sie Schulen, um die Jugend in katholischem Sinne zu erziehen; als Prediger suchten sie das Volk zu beeinflussen, als Beichtväter an den fürstlichen Höfen Einfluß auf die Leitung der Staaten zu gewinnen.

In Westpreußen war die Wirksamkeit der Jesuiten besonders erfolgreich. Den größten Teil der Landbevölkerung vermochten sie dem katholischen Glauben wieder zuzuführen. Nur die deutschen Evangelischen in den Städten haben trotz aller Bedrückung standgehalten. Auch nach Braunsberg berief der Bischof Hosius die Jesuiten, damit sie im Ermland der Ausbreitung der Reformation entgegenwirkten. Über ihre Erfolge berichteten sie an ihre Ordensleitung: „Die Zahl der Studierenden ist schon auf ungefähr 230 gewachsen. Nicht wenige von ihnen, die vorher den schlimmen Irrtümern der Gegner verfallen waren, sind jetzt zu gesundem Denken zurückgekehrt. Während sie bisher nach Kezerart unter beiderlei Gestalt kommuniziert haben und in sehr vielen andern Fragen mit ihnen gingen, haben sie jetzt fast monatlich bei den Unsern gebeichtet und die Sakramente der Buße und des Abendmahls besucht. Unter diesen war einer von vornehmerer Herkunft als die andern, dessen Vater wollte das nicht und rief ihn zurück. Da schrieb der Kardinal (Hosius) ihm einen Brief und beglückwünschte ihn, daß er die Schlechtigkeit der Kezer verlassen und abgeschworen und in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sei, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit, schickte ihm als Zeichen seiner Freundschaft ein Exemplar seiner Konfession (ein Werk des Hosius) und ermahnte ihn, alles von ihm wie von seinem leiblichen Vater zu erbitten. So ist der Ruf dieses Kollegiums gewachsen, daß nicht nur aus Preußen und Polen, sondern auch von weither aus Schlesien und Litauen die Söhne der Vornehmen als Schüler zu uns kommen.“ — „Einer unserer Konviktoristen aus Danzig, der vor drei Jahren aus dem Luthertum wieder in die Kirche zurückkehrte, sehnte sich im vergangenen Sommer sehr, seine Eltern zu besuchen. Wir haben die Reise zunächst mit allen Kräften zu verhindern gesucht. Pfingsten schließlich erpreßte er durch unaufhörliches Bitten die Erlaubnis zu gehen. Als er aber zu den Eltern kam, setzte er sich so tapfer für die Verteidigung des katholischen Glaubens gegenüber den Kezern ein, daß er alle, mit denen er sprach, ergriff, der Mutter Tränen entlockte, dem widerstrebenden Vater Verdruß bereitete, unsere Erwartungen bei seiner Rückkehr weit übertraf. Die Schüler der oberen Klassen werden jetzt nicht selten von Schloßherren und anderen hervorragenden Männern als Hofmeister für ihre Söhne begehrt oder auch von der hohen Geistlichkeit als Sekretäre oder von Schulmeistern als Jugenderzieher.“ — Infolgedessen sind noch heute die Bewohner des Ermlandes größtenteils katholisch, während die anderen Gegenden Ostpreußens fast ganz evangelisch sind.

Der dreißigjährige Krieg. Überall säten die Jesuiten Haß. Deshalb war es kein Wunder, wenn jetzt ein Zeitalter der Religionskriege begann. Ein solcher Religionskrieg ist auch der dreißigjährige Krieg (1618—48). Er hat viel Elend, Not und Verfolgung über die Protestanten gebracht. Als die Waffen des katholischen Kaisers und seiner Feldherren überall siegten, sah es aus, als sei das Ende der Reformation gekommen. Da erschien der heldenhafte schwedische König Gustav Adolf als Retter der evangelischen Sache in höchster Bedrängnis. Zwar fand er bald auf dem

Schlachtfelde von Lützen den Tod (1632); aber der Bestand des evangelischen Glaubens war gesichert. Der Westfälische Friede gewährte auch den Reformierten Religionsfreiheit.

Die Salzburger. Diese Religionsfreiheit galt freilich nicht für die Erbländer des Kaisers. In den Gebirgstälern Salzburgs hatte der protestantische Glaube sich dennoch bis in das 18. Jahrhundert erhalten. Da kam ein neuer Bischof ins Land. Sofort befahl er, daß alle Bibeln und Gesangbücher ausgeliefert würden und jedermann sich von nun an wieder zur katholischen Lehre bekennen sollte. Allein die evangelischen Bauern taten sich zusammen und schwuren auf Bibel und Salz, ihrem Glauben treu zu bleiben. Der Bischof trieb sie daraufhin mitten im Winter von Haus und Hof. Nirgends fanden sie Hilfe, bis der preussische König Friedrich Wilhelm I. sich ihrer annahm. Mehr als 15 000 ließ er auf seine Kosten nach Ostpreußen kommen und wies ihnen in der Umgegend von Gumbinnen Wohnsitze an (1732). Noch heute führen die Nachkommen jener Auswanderer den Namen Salzburger.

Das Blutbad zu Thorn. 1724. Noch schlimmer erging es einigen Bürgern der Stadt Thorn. Ein Jesuitenschüler hatte einer katholischen Prozession zuschauende evangelische Knaben, weil sie nicht den Hut abnahmen, roh mißhandelt. Darüber war es zu Tötlichkeiten zwischen evangelischen Bürgern und Jesuiten gekommen. Da klagten die letzteren jene beim Warschauer Hofgericht an und setzten es durch, daß eine den Evangelischen feindliche Gerichtskommission nach Thorn kam und durch ein parteiisches Verfahren ein Urteilspruch zustande kam, der in der evangelischen Welt Entsetzen hervorrief. Der Bürgermeister Rösner und eine Reihe von Bürgern wurden hingerichtet, der Stadt eine ungeheure Summe als Strafe auferlegt und die evangelische Marienkirche an die Katholiken ausgeliefert. Erst als Westpreußen bei den Teilungen Polens an Preußen kam, hörten die Verfolgungen für die evangelischen Gemeinden auf.

7. Der innere Wiederaufbau evangelischen Christentums nach dem großen Kampfe.

Die Not der evangelischen Kirche. Zwar war es Rom nicht gelungen, die evangelische Kirche auszurotten, aber mit schweren Gebrechen war sie doch aus dem Kampfe hervorgegangen. Diese Nöte schildert uns der Mann, der den ersten Anstoß zum Wiederaufbau geben sollte, Philipp Jakob Spener: „Die eine Ursache besteht in den Verfolgungen, welche die wahre Lehre erleiden muß. Durch sie hat das römische Papsttum manche Reiche und Provinzen wieder unter sich gebracht, so daß keine oder wenige Bekenner der evangelischen Wahrheit in denselbigen sind. Die andere und vornehmste Ursache des Jammers unserer Kirche ist, daß es in ihr selbst fast an allem mangelt. Leben nicht die allermeisten großen Herren in Sünden und Weltwollüsten? Wir Prediger bedürfen ebenso einer Reformation. Nicht wenige sehen fast alles auf die Lehrunterschiede und meinen, es sei alles gut, wenn wir nur wissen, wie Papisten, Reformierten, Wiedertäufern auf ihre Irrtümer zu antworten sei. Soviel geistreiche Kraft und in höchster Einfalt vorgetragene Weisheit in Luthers Schriften angetroffen wird, so leer sind die neueren (Schriften und Predigten) mit ihrem Apparat menschlicher Gelehrsamkeit, gekünsteltem Wesen und Spitzfindigkeit. Die Trunkenheit regiert an hohen und geringen Orten, bei geistlichem und

weltlichem Stande. In Handelsgeschäften, Handwerken und anderen Berufsarten achtet man es nicht für Sünde, wenn man solche Vorteile gebraucht, die unsere Nebenmenschen unterdrücken und ausfaugen. Viele, die ein offenbar unchristliches Leben führen, bilden sich ein, nun glaubten sie ja an Christum und setzten all ihr Vertrauen auf ihn, daher könne es nicht fehlen, sie würden gewiß aus solchem Glauben selig. Aber nach Luther muß es ein lebendig, geschäftig, tätig Ding um den Glauben sein, daß er ohne Unterlaß sollte Gutes wirken.“

Die Kirchenliederdichter. Aber unter der Asche glommt der göttliche Funke. Zunächst waren es Kirchenliederdichter, die ihn nicht erlöschen ließen. Der dreißigjährige Krieg, sonst ein Verderber deutschen Geisteslebens, hat die Kirchenliederdichtung gefördert wie keine Zeit vorher und nachher. Die schweren Nöte, die damals der evangelische Christ und namentlich die Geistlichen durchmachten, haben wie einst in den ersten Christenverfolgungen den Glaubensmut echter Gottesmänner erhöht und sie zu Kreuz- und Trostliedern voll Innigkeit und tiefer Frömmigkeit angeregt. Und weil es selbsterlebte Leiden waren, von denen sie sangen, wandelte sich allmählich der Charakter des Kirchenliedes. Zu Luthers Zeit bekannte die ganze Gemeinde ihren gemeinsamen Glauben. Jetzt gab der einzelne Rechenschaft von seinem persönlichen Leben. Aber gerade darum sprachen sie umso lebendiger zu jedem trostbedürftigen Herzen. Wir haben eine große Zahl von Dichtern jener Zeit in unserm Gesangbuch, Johann Heermann (O Gott, du frommer Gott. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?), Paul Fleming (In allen meinen Taten), Martin Rinkart (Nun danket alle Gott), Josua Stegmann (Ach, bleib' mit deiner Gnade), Georg Neumark (Wer nur den lieben Gott läßt walten) und Johann Scheffler, der später Katholik wurde (Mir nach, spricht Christus. Liebe, die du mich zum Bilde.) Auch Ostpreußen brachte damals Kirchenliederdichter hervor. Der Professor der Poesie an der Universität zu Königsberg Simon Dach hatte eine Reihe Gleichgesinnter zu einem Dichterbund vereinigt. Von ihm selbst stammt das Lied: „O, wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“, das er auf den Tod eines Königsberger Bürgermeisters gedichtet hatte, von dem Professor Valentin Chilo das Adventslied: „Mit Ernst, o Menschenkinder“ und vom Domorganisten Albert: „Gott des Himmels und der Erden“. Der größte von allen Dichtern des dreißigjährigen Krieges aber ist Paul Gerhardt. Er war 1607 zu Gräfenhainichen in Sachsen geboren, erhielt aber, wohl wegen der Kriegswirren, erst mit 45 Jahren eine Pfarrstelle und kam dann als Geistlicher nach Berlin. Damals war es üblich, daß sich die lutherischen und reformierten Prediger auch in ihren Predigten gegenseitig bekämpften. Gerhardt gehörte nicht zu den streitbaren Kanzelrednern. Als aber der große Kurfürst diesem Abelsstand in seinem Lande ein Ende machen wollte und von allen Geistlichen das schriftliche Versprechen verlangte, solchen Streit von der Kanzel herunter zu lassen, weigerte sich Paul Gerhardt, das Versprechen zu unterschreiben, weil er sich die Freiheit seines lutherischen Bekenntnisses nicht nehmen lassen wollte. Er mußte sein Amt verlassen und lebte eine Zeitlang in drückender Not. Gerade in dieser Zeit starb ihm ein Söhnchen, dem schon drei Geschwister im Tode vorangegangen waren, und nach dreizehnjähriger Ehe auch seine Gattin. Schließlich erhielt er eine neue Pfarrstelle, an der er bis zu seinem Tode wirkte (1676, Lübben). Dieser Mann ist der fruchtbarste Kirchenliederdichter. Man könnte

aus seinen 130 Liedern ein ganzes Gesangbuch zusammenstellen; denn fast alle Zeiten des Kirchenjahres und Gebiete des christlichen Lebens begleitet er mit seinem Gesang. Er singt zu Advent: „Wie soll ich dich empfangen?“, tritt in das neue Jahr mit den Worten: „Nun laßt uns gehn und treten“, zeigt uns am Karfreitag den Gekreuzigten: „O Haupt voll Blut und Wunden“, begrüßt den Morgen: „Wach auf, mein Herz“ und das aufgehende Tagesgestirn: „Die güldene Sonne“, feiert den Abend: „Nun ruhen alle Wälder“ und zeigt uns im Sommer den Segen Gottes in der Natur: „Geh aus mein Herz und suche Freud“, er tröstet uns im Leiden: „Befiehl du deine Wege“ und sucht unser Sterben zu erleichtern: „Ich bin ein Gast auf Erden“. Wie viele Menschen durch alle diese Lieder in der Stille erbaut worden sind, wissen wir nicht. Daß aber evangelisches Glaubensleben wach erhalten wurde, beweist das Tatchristentum, das nun mit einem Mal hervorbrach.

Der Pietismus. Der Mann, der den Anstoß zu diesem Wandel gab, war Philipp Jakob Spener (1635—1705). Da er ein Elsfässer war, so war er auch mit den Reformierten in Berührung gekommen und hatte das sittenstrenge Leben in Genf kennengelernt. Dadurch wurde sein Blick für die Schäden, an denen die evangelische Kirche nach dem dreißigjährigen Kriege litt, ganz besonders geschärft. Er ging nun mit Ernst und Eifer an die Besserung. Um auch anderen die Augen zu öffnen, schrieb er seine „fromme Wünsche“: darin machte er folgende Vorschläge: 1. „Das Reich Gottes reichlicher unter uns zu bringen. Die ganze heilige Schrift sollte ohne Ausnahme der Gemeinde bekannt sein. Sie hört aber nur die Predigtterte. Jeder Christ ist befugt und gehalten, andere, besonders seine Hausgenossen, zu lehren, zu strafen, zu ermahnen, für sie zu beten und für ihr Seelenheil nach Möglichkeit zu sorgen. 2. Den Leuten fleißig einzuprägen, das Christentum bestehe nicht im Wissen, sondern in der Tat. Die Predigten sollen nicht die Gelehrsamkeit des Predigers zeigen, sondern den Einfältigen verständlich sein und den Glauben und dessen Früchte bei den Zuhörern fördern.“ Sodann aber setzte er als Pfarrer in Frankfurt am Main seine Vorschläge in die Wirklichkeit um. Er unterwies die Jugend im Katechismus und führte die Konfirmation ein. Von den Erwachsenen versammelte er Menschen aus allen Berufsclassen in seinem Hause zu gemeinsamen Bibelbesprechungen und Andachten. Nach seinem Muster wurden nun an vielen Häusern solche Gebets- und Bibellesestunden, sogenannte „collegia pietatis“, eingerichtet. Die Gegner aber verspotteten diese Bibelfreunde als Frömmler und nannten sie Pietisten. Spener wollte aber weiter nichts, als ernste Christen heranziehen, die wie ein Sauerteig allmählich die ganze Gemeinde umwandeln sollten. Er wurde später als Oberhofprediger an den kurfürstlichen Hof nach Dresden berufen. Als er aber auch hier auf Sittenreinheit drang, wurde er nicht mehr gern gesehen, und so nahm er einen Ruf an die Nikolaiskirche in Berlin an, wo er bis zu seinem Lebensende wirkte (1705).

Spener war eine zurückhaltende Gelehrtennatur, die am liebsten in der Stille wirkte. Da trat ihm ein entschlossener Kämpfer zur Seite, August Herrmann Francke (1663—1727). Er hatte fleißig Theologie studiert und als junger Magister unter den Studenten Bibelstunden eingerichtet. Vor einer Predigt, die er in Lüneburg zu halten hatte, kam er zu der Erkenntnis, daß er im christlichen Glauben nicht gefestigt sei. Er wollte schon die Predigt absagen. Als er sich aber nochmals in seinen Zweifeln vor Gott im Gebet niederwarf, erlebte er seine Bekehrung. Fortan wurde er der beste Helfer

Speners. Dieser sorgte nun auch dafür, daß Francke als Pfarrer nach dem Vorort Glaucha bei Halle und zugleich als Professor an die neue Universität in dieser Stadt berufen wurde. Dort entstand das erste große evangelische Werk der Barmherzigkeit, das Frandesche Waisenhaus.

Über den Anfang der neuen Stiftung berichtet Francke selbst: „Es war vormals in Halle gewöhnlich, daß die Leute einen gewissen Tag bestimmten, an welchem die Armen vor ihre Thür kommen und die Almosen abfordern sollten. Ich ließ ihnen eine Zeitlang vor der Thür Brot austheilen, bedachte aber bald dabei, daß dieses eine erwünschte Gelegenheit sei, den armen Leuten auch an ihren Seelen durch Gottes Wort zu helfen. Weil ich nun bei dem armen Volke solch grobe und greuliche Unwissenheit fand, bin ich bekümmert gewesen, daß so viele Kinder wegen der Armut ihrer Eltern weder zur Schule gehalten werden noch sonst einiger guten Auferziehung genießen, sondern in der schändlichsten Unwissenheit aufwachsen, daß sie bei zunehmenden Jahren zu nichts zu gebrauchen sind und daher sich auf Stehlen, Rauben und andere böse Taten begeben. Hierzu kam, daß mir die Not der Hausarmen, die sich von dem öffentlichen Almosen sammeln fernhalten, sehr zu Herzen ging. Diesen nun auf einige Weise zu dienen, ließ ich in der Wohnstube des Pfarrhauses eine Büchse festmachen.“ Da etwa ein Vierteljahr die Armenbüchse in der Pfarrerrwohnung befestigt gewesen, gab eine gewisse Person auf einmal vier Taler und 16 Groschen hinein. Als ich dieses in die Hände nahm, sagte ich mit Glaubensfreudigkeit: Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften! ich will eine Armenschule damit anfangen. Ich machte noch desselbigen Tages Anstalt, daß für zwei Taler Bücher gekauft wurden und bestellte einen armen Studenten, die armen Kinder täglich zu unterrichten, dem ich wöchentlich 6 Groschen dafür zu geben versprach, in der Hoffnung, Gott werde indessen, da ein paar Taler auf diese Weise in acht Wochen ausgegeben wären, mehr bescheren. Die oben erwähnten vier Taler und 16 Groschen sind der rechte Anfang und das erste Kapital, woraus nicht allein zuerst die Armenschule eingerichtet, sondern auch hernach das Waisenhaus veranlaßt und erwachsen ist. Weil ich aber sah, daß auch an solchen Kindern, davon man sich sonst gute Hoffnung hätte machen mögen, außerhalb der Schulen wieder verderbet ward, was man in der Schulen gebauet hatte, machte ich auch den Anschlag, daß man einige Kinder zur völligen Pflege und Erziehung annehmen möchte. Das war in meinem Gemüth die erste Veranlassung und der erste Anschlag zur Aufrichtung eines Waisenhauses, ehedenn ich das geringste Kapital darzu wußte. Ist dennoch keineswegs das Waisenhaus auf ein gewisses Kapital noch auf ein Versprechen hoher Personen, sondern auf den lebendigen Gott im Himmel bloß und lediglich angefangen und gegründet worden.“ Das Werk ging schnell vorwärts. Von Freunden erhielt er 1695 das Geld, um ein Haus zu kaufen. Er nahm 18 Waisenkinder auf und ließ sie von Studenten unterrichten. Da sie unter der Aufsicht Frandes gut unterwiesen wurden, brachten auch Bürger von Halle ihre Kinder zu ihm. So richtete er eine Bürgerschule und für die Söhne auswärtiger adliger Familien eine neue Erziehungsanstalt ein. Inzwischen wuchs auch das Waisenhaus, und als er starb, waren fast 2200 Kinder aus den verschiedensten Ständen in seinen Anstalten untergebracht. Auch eine Apotheke und eine Buchhandlung waren entstanden. Noch heute blühen die Frandeschen Stiftungen als ein leuchtendes Denkmal christlicher Liebes-

tätigkeit. Gottes wunderbare Hilfe bei diesen Unternehmen rühmt die Inschrift an dem Giebel des Waisenhauses (Jes. 40, 31): „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Was aber noch wichtiger war: alle die Studenten, die in den Anstalten Franks gearbeitet hatten, trugen als Geistliche seine Gedanken und Pläne in ihre Gemeinden. Und als der preussische Staat überall Volksschulen einrichtete, haben diese Männer auch sie fördern helfen.

Auch ein anderes wichtiges Werk verdankt August Hermann Frank seine Entstehung. Zu seiner Zeit waren die Bibeln noch recht teuer. Da Franks aber haben wollte, daß jedes Haus seine Bibel besitzen sollte, so gab er die Anregung zur Gründung der Cansteinschen Bibelanstalt, die durch stehende Lettern und Massenauflagen den Preis so verbilligte, daß sich jeder eine Bibel kaufen konnte. Bald bildeten sich in England und Deutschland weitere Bibelgesellschaften, welche die Bibel in die verschiedensten Sprachen übersetzten und in aller Welt verbreiteten.

In Halle war auch ein Patenkind Speners erzogen worden, der junge Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700—1760). Schon als Kind erfaßte ihn eine heiße Liebe zu Jesus, und mit gleichgesinnten Jünglingen aus der Frankschen Anstalt gründete er den Senfornorden. Diese schlichte Jesusliebe, die sich mit Vorliebe in das Leiden des Heilands versenkte, blieb auch dem Manne so sehr der Kern alles Christentums, daß ihm darüber die Lehrunterschiede der einzelnen Kirchen gleichgiltig wurden: „Ich habe von Kindesbeinen auf nichts zum Zwecke gehabt als die Verherrlichung Jesu Christi, des Gekreuzigten, ohne jemals auf die Auseinandersetzungen einzugehen, die von den besonderen Religionen herrühren.“ Dieser Eindruck verstärkte sich bei ihm noch, als er von seinem Vormund auf Reisen geschickt wurde. Überall glaubte er zu sehen, „daß die Herzensreligion, die Liebe des begnadeten Sünders zum Heiland in allen Konfessionen verbreitet und das eigentliche Salz der Kirchengemeinschaft sei, gegen welches die Lehrunterschiede zurücktreten.“ In seinem vielgesungenen Liede: „Jesu, geh voran“ hat er diesem Zuge seiner Frömmigkeit Ausdruck gegeben. Aus ihr wuchs nun ein anderes Streben, das er gleichfalls in einem andern Liede: „Herz und Herz vereint zusammen“ gekennzeichnet hat, die Sammlung gleichgesinnter Jesusfreunde.

Das sollte ihm gelingen. Er war Hof- und Justizrat in Dresden geworden. Da war im Sommer 1722 auf seinem Gute Berthelsdorf in der Lausitz eine reisemüde Schar angekommen, böhmisch-mährische Brüder, Nachkommen von Anhängern des Hus. Man hatte sie in ihrer Heimat zwingen wollen, katholisch zu werden. Da waren sie ausgewandert. Auf dem Hutberge durften sie sich ansiedeln. Es fanden sich allmählich immer mehr hinzu, Leute aus verschiedenen Bekenntnissen, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. So entstand die Gemeinde „Herrnhut“. Nun sah Zinzendorf seine Lebensaufgabe darin, diese verschiedenartigen Menschen zu einer Gemeinschaft von Brüdern zusammenzuschweißen. Er gab sein Amt in Dresden auf und wurde ihr Vorsteher. Jeder durfte bei seiner Konfession bleiben, ob lutherisch, reformiert oder mährisch. Aber die Liebe zu Jesus band sie zusammen. Da der König von Sachsen den Grafen schließlich als Irrlehrer des Landes verwies, so ging er auf Reisen und gründete an den verschiedensten Stellen Europas und in Amerika Tochtergemeinden.

Auch die Mission wurde in größerem Stil in Angriff genommen. Begonnen hatte dieses Werk schon August Hermann Francke; denn der hatte auf Veranlassung des Königs von Dänemark zwei Missionen in die dänische Kolonie Trankebar in Ostindien entsandt. Obwohl Herrnhut beim Beginn seiner Missionstätigkeit nur 500 Einwohner hatte, sandte es doch im Laufe der nächsten 30 Jahre Missionare nach Nord-, Mittel- und Südamerika, nach Vorder-, Süd- und Hinterasien, nach Süd- und Westafrika. Viele ihrer Missionsstationen sind später wieder eingegangen, aber doch hat die Brüdergemeinde der evangelischen Christenheit gezeigt, was eine kleine, aber begeisterte Schar zu leisten vermag. Zinzendorf durfte schließlich nach Herrnhut zurückkehren und starb als Bischof der „Bruderunität“. Aber sein Werk blieb. In den drei „Provinzen“ Deutschland, England, Amerika leben heute über 100 Gemeinden, davon in Deutschland etwa 20. Die Leitung liegt heute in der Hand einer Ältestenkonferenz in Berthelsdorf. Jedes Glied hat ein „Lesebüchlein“ in der Hand, das allen für die einzelnen Tage des Jahres die gleiche Lesung gibt und dadurch ein geistliches Band um sie alle schlingt. Auch heute noch entfaltet die Brüdergemeinde eine lebhafteste Missionstätigkeit. Sie hat über hunderttausend Heiden in Pflege, etwa dreimal so viel, als sie eigene Mitglieder hat.

IV. Das Leben der evangelischen Kirche in unserer Zeit.

1. Die innere Mission.

Im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation hatte die evangelische Kirche genug damit zu tun, sich selbst zu festigen und um ihren Bestand zu kämpfen. Kaum aber hatte der Pietismus in einigen vorbildlichen Werken der Welt gezeigt, welche Kräfte im evangelischen Glauben ruhen, da brach allenthalben neues Leben hervor.

Jo hann Hinrich Wichern (1808—1881) ist aus dem Kleinbürgerstande Hamburgs hervorgegangen. Nur unter großen Entbehrungen konnte er das Studium der Theologie beenden. Seine erste Anstellung fand er in einer Sonntagschule seiner Heimatstadt. In der Hamburger Vorstadt St. Georg gab es eine Reihe von Kindern, die in der Woche auf Broterwerb ausgingen. Damit sie wenigstens am Sonntag einigen Unterricht erhielten, hatten fromme Männer einen Schulverein gegründet. Und um nun die Kinder aus den Häusern des Elends in dieser Hafenstadt der Schule zuzuführen, bildeten sie auch einen Besuchsverein. Wichern wurde der eifrigste unter ihnen. „In der von wenigen gekannten oder auch nur geahnten Nachtwelt der Höfe und Gänge Hamburgs wurde er ein täglicher, bald mit Verwunderung, bald mit Trost, bald mit wärmster Dankbarkeit gesehener Gast. Oft wenn er in einen jener moderduftigen Höfe trat, wurden die Türen und Fenster aufgerissen und man rief: „Da kommt er! Da kommt er!“ Seine Berichte über das geschaute Elend erweckten im Besuchsverein den Plan zur Gründung eines Rettungshauses für die verkommenen Kinder. Wichern fand einen edlen Freund, der ihm in Horn bei Hamburg ein Bauernhaus für diesen Zweck schenkte, das „Rauhe Haus“,

so genannt, wohl weil der frühere Besitzer Rugeieß (rug meßl.=hamb. Plati = rauh). Im Jahre 1833 zog Wichern mit einigen Kindern ein, die bisher in grenzenloser Verwahrlosung aufgewachsen und nicht zu bändigen gewesen waren. Wie er diesen Geschöpfen entgegenzutreten gedachte, sagte er in seiner Rede am Gründungstage: „Mein Kind, dir ist alles vergeben! Sieh um dich her, in was für einem Haus du aufgenommen bist! Hier ist keine Mauer, kein Graben, kein Riegel; nur mit einer schweren Kette binden wir dich hier, du magst wollen oder nicht; du magst sie zerreißen, wenn du kannst; diese heißt Liebe, und ihr Maß ist Geduld.“ Wichern lebte ganz seinen Kindern. Zunächst stand ihm seine Mutter und eine Schwester zur Seite, später auch seine Gattin. Und nun gewöhnte er die Kinder an Feld- und Gartenbau, Handwerksstätigkeit und daneben auch Schularbeit. Bald reichte das erste Haus nicht aus. Es wurde ein neues gebaut, aber keine große Anstalt, sondern die Kinder sollten sich mit ihrem Hausvater wie zu Hause fühlen. Darum bewohnte auch später, als sein Werk weiter wuchs, immer eine kleine Gruppe ein kleines Haus. Nun aber brauchte er Helfer, die den Knaben Hausväter, Handwerksmeister und Lehrer waren. So gründete er eine Brüder-(Diakonen)Anstalt, die junge Handwerker für diesen Beruf ausbildete, und zeigte, wie man den Mann in den Dienst werktätiger Liebe stellen kann. Er erzielte, daß auch an andern Orten ähnliche Häuser entstanden und unzählige Menschen, die sonst Bettler oder Verbrecher geworden wären, zu nützlichen und arbeitsamen Menschen erzogen wurden.

Theodor Fliedner hatte inzwischen in anderer Weise ein gleiches Werk christlicher Barmherzigkeit aufgebaut. Er hatte die Frau in die Arbeit dienender Liebe hineingestellt. Er war Pfarrer einer kleinen armen Gemeinde in Kaiserswerth. Um für sie Geldmittel zu werben, unternahm er Reisen und lernte dabei die Not in vielen Krankenhäusern, aber auch die vorbildliche Liebestätigkeit mancher Frauen kennen. So kam er mit dem Plane heim, Frauen für die Krankenpflege auszubilden. Aber Kaiserswerth war ein kleiner Ort mit vorwiegend katholischer Bevölkerung, und es war möglich, daß nicht einmal Kranke genug zur Ausbildung der Pflegerinnen vorhanden waren. Da seine Amtsbrüder aber in größeren Städten die Arbeit ablehnten, ging er ans Werk. Ohne Geld zu haben, kaufte er 1836 ein schönes Haus, das zufällig frei geworden war. Es fanden sich auch bald Freunde, die ihm Geld liehen oder schenkten, und so ging er in demselben Jahre an die Ausbildung von Diakonissen in der Krankenpflege. Und gerade dieser Zweig der Liebestätigkeit sollte die reichsten Früchte tragen. Denn überall entstanden solche Diakonissenmutterhäuser, und Kaiserswerth selbst hat heute über 2000 Schwestern, die in ganz Deutschland in Kranken- und Siechenhäusern, in Gemeinden und vielen andern Anstalten arbeiten.

Friedrich von Bodelschwingh (1830—1910) ist der dritte Große auf dem Gebiet der inneren Mission. Sein Vater war Landrat, Oberpräsident und schließlich Finanzminister in preussischen Diensten. Nach seiner Schulzeit erlernte Friedrich die Landwirtschaft und leistete auf einer großen heruntergewirtschafteten Besitzung Pommerns Tüchtiges. Aber das Elend in den Tagelöhnerfamilien, das teils durch falsche Behandlung, teils durch Trunksucht der Leute hervorgerufen war, ließ in ihm den Plan reifen, Pfarrer zu werden. Eine kleine Baseler Missionschrift, die er zufällig las, und eine Predigt auf einem Missionsfest gaben ihm den letzten Anstoß. Nach Beendigung seiner Studien folgte er einem Rufe nach Paris, wo

80—100 000 Deutsche wohnten, aber insgesamt nur einen deutschen Pfarrer hatten. So mußte er sich erst eine Gemeinde sammeln. Mit zwei kleinen Mädchen, die er auf der Straße an ihrer Tracht als deutsche Kinder erkannte, fing er an. Und durch die Schule, die er nun gründete und mit Mitteln aus Deutschland ausbaute, gewann er die Herzen der Alten. Als er nach 6 Jahren aus Paris ging und eine Pfarrstelle im Ruhrgebiet übernahm, verließ er eine große Gemeinde.

Aber erst mit seiner Berufung (1872) nach Bielefeld an eine kleine Anstalt für Epileptische, die mit einem ebenso kleinen Diakonissenhause verbunden war, trat er in seinen eigentlichen Lebensberuf ein. Vorher hatte das Geschick ihn hart mitgenommen; denn vier seiner Kinder waren ihm in wenigen Tagen hintereinander gestorben. Dadurch war er in seinem Gottesglauben nicht erschüttert worden, aber gegen Erdenglück und Erdenleid abgeklärter geworden. Doch gerade das machte ihn für seine Arbeit unter den hoffnungslosen Kranken geeignet. Ihm „galt der körperlich Gesunde für krank, wenn sein Blick haften geblieben war an den armen vergänglichen Dingen dieser Erde; der körperliche Kranke galt ihm für gesund, sobald er durch den Glauben den Zugang gefunden hatte zu der ewigen Hoffnung.“ Diese Lebensauffassung lehrte ihn nun, seine Kranken richtig behandeln. „Ihn jammerte wohl das Los der Epileptischen, aber er bejammerte sie nicht.“ Darum entschuldigte er auch nicht die Stimmungen, Launen und Leidenschaften, mit denen die Verzärtelten aus ihrer Heimat kamen, sondern leitete sie an, „sich für ihre Gedanken, Stimmungen und Taten vor Gott und Menschen verantwortlich zu wissen. So wurde gegenüber dem früheren dumpfen Zustand der weichlichen Entschuldigung das Verantwortungsgefühl zum erfrischenden Morgenwind.“ Und die Anleitung zu schaffender Arbeit brachte den Kranken neue Freuden. Es entstanden Häuser für Tischler, Schuster, Schmiede, Klempner und Buchbinder, Bäcker; andere arbeiteten in Gärten und auf den Feldern. Schon lange nicht mehr konnten die Diakonissen die Arbeit an den Kranken allein bewältigen, auch ist sie mehr für männliche Kräfte geschaffen; so gründete er eine Diakonenanstalt, die ihm die Hausväter für die einzelnen Häuser lieferte. Er selbst aber war in seinem Bethel (Haus Gottes) — so hatte er seine Anstalt für Epileptische genannt — unermüdlich vom Morgen bis zum Abend tätig. Und obwohl die Arbeit sich von Tag zu Tage für ihn häufte, hatten seine Kranken genau so wie am Anfang zu jeder Zeit und Stunde freien Zutritt zu ihm.

Als Bethel schon fast zu einer Stadt mit einer eigenen Kirche in der Mitte herangewachsen war, begann Bodelschwingh ein ganz neues Werk. Er sah als erster die Not der heimat- und arbeitslosen Bettler. Wenn viele auch bereits arbeitscheu geworden waren, es gab doch auch eine ganze Zahl unter ihnen, die Arbeit suchten, aber keine fanden. Wer nun an seine Tür klopfte, den ließ er sich durch Arbeit sein Essen verdienen, damit er nicht Bettelbrot zu essen brauchte. Da bat ihn einer um dauernde Beschäftigung. „Ja, wenn Sie fallsüchtig wären, dann könnte ich Sie behalten,“ sagte er zu ihm. Und als der Mann ihm antwortete: „Ich bin aber auch fallsüchtig“ und damit meinte, daß er ganz verkommen müßte, wenn er wieder hinausgestoßen würde, da machte sich Bodelschwingh an die neue Aufgabe und hoffte zu Gott, daß er ihm auch hierzu die Mittel geben würde. So kaufte er Höfe auf dem Moorboden und gründete dort Arbeitskolonien für seine „Brüder von der Landstraße“. Dort hatten die durch Hunger und

Trunk geschwächten Körper leichte Arbeit und konnten wieder, wenn sie wollten, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft werden. Nach dem Bielefelder Muster entstanden nun in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ähnliche Kolonien. Und damit die Bettler diesen Stellen zu-geleitet würden, regte er an, als Zwischenglieder zwischen den einzelnen Arbeitsstätten Verpflegungsstationen einzurichten, in denen die Wanderer gegen kurze Arbeit die nötige Nahrung erhielten, bis sie in der Kolonie angelangt waren. So hörte das Betteln in Westfalen fast ganz auf.

Die Liebesanstalten in Ost- und Westpreußen.

1. Das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg. „Auch unser Ostpreußen erhielt seine Liebesanstalten. Unter den Besuchern des Kaiserswerther Diaconissenhauses waren auch die ostpreussischen Gräfinnen Clara und Magda zu Dohna-Schlobitten, Töchter des kommandierenden Generals von Königsberg, die gelegentlich einer Rheinfahrt 1847 nach Kaiserswerth kamen und, mit Gliedner bekannt geworden, von dort den Wunsch nach Hause brachten, auch für die Heimat ein Mutterhaus ins Leben zu rufen. Hier gewannen sie einen größeren Freundeskreis, der sich als Verein zur Errichtung eines Diaconissenhauses zusammenschloß. Am 20. November 1849 wurden die Satzungen des Vereins angenommen, der notleidende Kranke weiblichen Geschlechts in der Anstalt zur Pflege aufzunehmen und Diaconissen auszubilden bezweckte. Nun trat der Vorstand mit Kaiserswerth wegen Überlassung von drei Diaconissen in Verbindung, und Gliedner stellte das persönliche Erscheinen zur Eröffnungsfeier in Aussicht. Am 18. Mai 1850 führte dann Theodor Gliedner die drei hierher entsandten Diaconissen ein.“ (Aus: 75 Jahre ostpreussischer Diaconissenarbeit.)

Am 1. Januar 1925 arbeitete das Haus mit 870 Schwestern, die im Hause selbst oder in Außenstationen als Kranken-, Pflege- oder Gemeindegewerkschaften tätig sind. Außerdem waren Töchtergründungen entstanden, ein Krankenhaus zu Insterburg, ein Leprosen-(Ausgesägigen)heim in Memel, ein Krankenhaus in Danzig, das sich zu einem eigenen Diaconissenmutterhaus auswuchs und das Diaconissenhaus in Eöhen.

2. Die Carlshöfer Anstalten. „Im Herbst 1881 tagte die damals noch gemeinsame Provinzialsynode von Ost- und Westpreußen. Ihr machte der ostpreussische Landeshauptmann die Mitteilung, daß man wegen anderweitiger Verwendung eines Teils der Anstalt sich genötigt sehe, 200 Kranke verschiedener Art aus Tapiau (Landarmenanstalt) zu entlassen. Unter ihnen befanden sich auch 27 Epileptiker, die somit auf die Straße gesetzt waren. Die Not dieser Armen ging besonders einem Mitglied der Synode zu Herzen, dem tatkräftigen und liebewarmen Superintendenten Klapp aus Rastenburg. Eine halbe Stunde von der Stadt (Rastenburg) lag auf sanfter Anhöhe ein Gutshaus inmitten eines schönen Gartens. Nach einem Glied der Familie hatte die Stätte den Namen Carlshof erhalten, es stand seit Jahr und Tag leer. Schnell entschlossen reiste er von der Synode heim und kaufte von ihm den Hof mit 30 Morgen Land für 13 600 M. Am nächsten Tage trat er vor die Synode, schilderte ihr mit warmen Worten das traurige Los der Fallbüchtigen. Man verschloß sich nicht dem Eindruck seiner Worte, die Synode bewilligte sofort eine Kirchenkollekte, und beide Oberpräsidenten stellten die Bewilligung einer Hauskollekte in Aussicht. Anfangs Oktober 1882 hielten die ersten Kranken aus Bethel ihren Einzug,

geleitet von dem Betheler Hausvater Wunder und zwei andern Diakonen.“
(Aus Rouselle: Pfarrer Dembowski und seine Anstalt Carlshof.)

Mit dem Haus für Epileptische wurde dann unter der tatkräftigen Leitung des Hauses durch D. Dembowski eine Diakonenanstalt, ein Arbeitsloshenheim, eine Trinkerheilstätte und eine Erziehungsanstalt verbunden.

3. Das Krüppelheim zu Angerburg. Über sein Werden erzählt sein Gründer Superintendent D. Braun: „Im Sommer 1897 ereignet sich etwas Sonderliches. Ein Polizeimann ist gekommen und hat einen verkrüppelten Jungen von zehn Jahren gebracht. Die Mutter hat mit ihm alle Jahrmärkte besucht, seine verkrümmten Glieder gezeigt und Almosen erbettelt. Man hat ihr den Jungen abgenommen. Er ist ganz verkommen vor Kälte, Hunger, Ungeziefer, Schmutz. Arme und Beine verkrümmt, Beine gelähmt, statt der Füße formlose Klumpen — ein erschütterndes Jammerbild. Man weiß nicht, wohin mit ihm. Ich soll ihn aufnehmen. Ich tue es, ohne zu wissen, daß ich damit das Senskorn säe, aus dem die großen Krüppelanstalten erwachsen werden. Der verkrüppelte Knabe bekommt einen Platz unter alten, siechen Müttern. Die sind sehr glücklich und eifrig, das elende Kind zu betreuen. Auch Unterricht erhält er durch die Schwester Wally und lernt trotz der verkrüppelten Hände schreiben.

Im selbigen Sommer wird zum Neubau eines sächsischen Kinderkrüppelheims in Krakau bei Magdeburg eine allgemeine Haus- und Kirchenkollekte auch in Ostpreußen gehalten. Da werden viele Pfarrer in unserer Provinz auf die verkrüppelten Kinder in ihren Gemeinden aufmerksam; einzelne beantragen Aufnahme solcher Kinder in Krakau, wo jedoch alle Plätze besetzt sind und das Pflegegeld 700 M. kostet. Sie wenden sich an mich, und als ich am 17. Oktober 1897 das neue Siechenhaus einweihe, ist in demselben schon ein Zimmer mit verkrüppelten Kindern gefüllt, ich kann mit Preis und Dank gegen Gott zugleich die Eröffnung unseres Kinderkrüppelheims feiern.

Nicht ohne tiefe Rührung läßt den Besucher der Anblick der verkrüppelten Kinder. Auffallend ist ihre große Fröhlichkeit. Sie sehen aus wie die Glückseligsten aller Menschenkinder. Ihre körperlichen Gebrechen achten sie nicht. Ja, als sie noch zu Hause waren, als sie sich nirgends konnten sehen lassen, ohne verspottet zu werden, und man ihnen nachschrie und nachsäffte, als Vater und Mutter am Tage auf die Arbeit gingen und sie hilflos zurückgelassen wurden, kein Arzt kam und niemand die Wunden zu verbinden und die Schmerzen zu lindern verstand, da haben sie seufzen, klagen und weinen müssen. Aber nun ist alles anders geworden. Eine große Schar von Leidensgenossen. Man hört kein Schelten und Spotten. Eins tröstet das andere, hebt und stützt und trägt das Schwächere. Sie haben einander so lieb — alle die kleinen Brüderlein und Schwesterlein mit den verkrümmten Gliedern.“
(Aus D. Braun: Geschichte der Krüppelanstalten in Angerburg.)

Wegen der immer weiter wachsenden Zahl der Krüppelkinder entsteht dann bald ein eigenes Gebäude für das Heim, bald auch eine Krüppelhehranstalt, um sie nach der Konfirmation in allerlei Handwerken auszubilden und schließlich auch eine eigene Krüppelklinik.

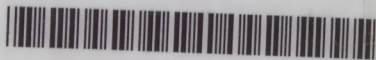
Weitere Arbeitsgebiete der inneren Mission. Immer zahlreicher werden die Veranstaltungen der inneren Mission. Not und sittliche Gefahren auftreten, da findet die christliche Hilfe Mittel und Wege zur Abhilfe. In allen Lebenslagen und jedem Lebensalter läßt



80,00

John A.
Dough

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-062078